Paed.pr.
615
-1-

~~1018 C. b. 46 1031.~~

Campe

Paed. Pr.
615 – 1

<36611252790013
<36611252790013 S
Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

von

J. H. Campe.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Wolfenbüttel.
In der Schulbuchhandlung.
1786.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dieses Werk wird — was unter ehrlichen Leuten sich von selbst versteht — unter der ausdrücklichen Bedingung verkauft, daß man es nicht nachdrucke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An

die königlichen Prinzen

Heinrich und Ludewig

von Preussen.

Gnädigste,

und sehr geliebte Prinzen,

Ich bin kein Freund von Zueignungsschriften; aber ich bin ein großer Freund von Dankbarkeit: und was hat ein armer kleiner Schriftsteller, wodurch er sich gegen königliche Personen

für oft wiederholte Beweise von Gnade und Liebe erkenntlich bezeigen könnte, als etwa — eine armselige Zueignungsschrift? Erlauben Sie daher, gnädigste und theuerste Prinzen, daß ich Ihnen dieses Büchlein widme, nicht etwan um Ihnen bei dieser Gelegenheit zu schmeicheln — denn das verstehe ich nicht, und Gottlob! daß ich hinzusetzen darf, das mögen Sie auch nicht — sondern blos, um Ihnen bei dieser Gelegenheit einmahl öffentlich zu sagen, daß ich über die vielen Merkmale von Gnade und Güte, deren Sie seit acht

Jah-

Jahren mich gewürdiget haben, tief gerührt bin.

Wollen Sie mir vergönnen, noch etwas hinzuzufügen, so sey es dieses:

Sie stehn jetzt an der Schwelle der erhabenen Schaubühne, auf der Sie Ihre große Rolle, die eines Prinzen aus Friedrichs Stamme, spielen werden. Bald wird der Vorhang aufgezogen werden, und Europens Augen werden erwartungsvoll auf Sie gerichtet seyn. Viel, viel ist es, was die Welt von Friedrichs Neffen zu erwarten berechtiget ist, und —

sehen Sie da die Größe meines Vertrauens! — ich wage es, mich im Namen meines Freundes, der Sie bildete, öffentlich zu verbürgen, daß Sie diese Erwartungen alle, alle erfüllen werden.

Gott, der Sie zu Schutzgeistern für eine sehr beträchtliche Menge seiner Menschen ausersah, lasse Sie dieser Ihrer hohen und schönen Bestimmung immer eingedenk seyn. Er bewahre Ihre Herzen vor dem Gifte der Schmeichelei, und lasse Sie nie vergessen, daß seine Vorsehung Sie blos

des=

deswegen auf einen so erhabenen Standort hingestellt hat, damit Ihre Tugenden um so viel weiter gesehen würden, und damit die Folgen Ihrer menschenfreundlichen Thaten sich über Millionen Ihrer Brüder im Thale ergießen mögten.

Auch ich, theuerste Prinzen, stehe tief unter Ihnen im Thale, und habe meinen Blick auf Sie geheftet, nicht um etwas für mich, sondern um Wohlthaten für unsere Mitmenschen von Ihnen zu erflehn, und mich des Segens zu freun, der aus jeder Ihrer

königlichen Tugenden über unsre Zeitgenossen und in die Nachwelt strömen wird.

Mit einem Herzen voll der ehrerbietigsten Liebe und Verehrung ersterbe ich

Ew. königl. Hoheiten

unterthänigster Diener,

Trittow,
den 1sten Mai, 1785.

Campe.

Vor=

Vorbericht.

Ich äusserte vor einigen Jahren die Meinung, "daß unter allen möglichen Lesereien, die man der Jugend in die Hände geben könnte, wol keine in jeder Betrachtung für sie nützlicher seyn dürfte, als eine Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen, dergleichen wir noch nicht hätten." — "Denn, fügte ich hinzu, wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntniß auf eine leichte und angenehme Weise zu erweitern, den Hang zu romanenhaften Aus-

sichten

sichten ins Leben und zu arcadischen Träumereien, zu welchen so viel andere Modebücher ihn einladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Sele nach und nach entnervende Geschwätz der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmack an ernsthaften und nützlichen Unterhaltungen einzuflößen: so sind es gewiß solche Reisebescheibungen, bei deren Auswahl und Verfertigung man sowol in Ansehung der Sachen, als auch des Vortrages, dieses jugendliche Alter und jene Zwecke einzig und allein im Gesicht gehabt hätte.„ Ich schloß dieses Urtheil mit dem Versprechen, daß ich gelegentlich eine solche Sammlung veranstalten wollte, wenn ich anders finden würde, daß das Publicum hierin meiner Meinung wäre.

Wenn

Wenn sich nun aus den vielen schriftlichen Aufforderungen, welche seitdem an mich ergangen sind, überall etwas schließen läßt: so ist es dieses, daß man meine Idee beifallswürdig gefunden habe, und daß die Ausführung derselben von vielen gewünscht werde. Ich habe mich daher bereitwillig finden lassen, diesen Wunsch zu erfüllen.

Ein anderer Bewegungsgrund, mit dieser Sammlung grade jetzt hervorzutreten, war dieser. Meine Kinderbibliothek ist nunmehr zu zwölf Bändchen angewachsen, und der Beifall, womit man dieses Werk von Anfang an beehrte, hat sich, wie der Verleger mich versichert, bis auf diesen Tag unverändert erhalten; welches auch daraus zu erhellen scheint, daß ein zweifacher Nachdruck derselben theils von dem Edlen von Trattner in Wien, lediglich zur Beförderung der menschenfreundlichen Absichten Sr.

römisch

römisch kaiserlichen apostolischen Majestät *), theils von dem in gleicher Bedeutung edeln Christoph Torricella in Troppau, gleichfalls unter allerhöchstem Schutze und zur Beförderung des menschenfreundlichen Aufklärungsgeschäfts in den östreichischen Staaten öffentlich angekündiget worden ist. Allein, so wahrscheinlich es auch hierdurch wird, daß das Publicum die Fortsetzung dieses kleinen Werkes gern sehen würde: so kann ich selbst doch nicht umhin, zu glauben, daß die Jugend mit kleinen poetischen und prosaischen Stücken moralischen Inhalts,

*) So sagt dieser edle Herr ausdrücklich in seiner Ankündigungsschrift. Sollte nicht die Nachwelt, wenn nicht so viel andre Monumente von Josephs Regierung zu ihr kämen, aus dieser Blasphemie schließen müssen, daß die menschenfreundlichen Absichten Sr. römisch kaiserlichen Majestät auf etwas abgezielt hätten, was — meine Hand sich weigert niederzuschreiben!

dergleichen die Kinderbibliothek bisher enthalten hat, nunmehr hinreichend, oder vielmehr schon zum Ueberfluß, versorgt sey, und daß ein grösserer Vorrath davon aus mehr als einer Ursache schädlich werden könnte. Denn ohngeachtet ich mich nach meinen jedesmaligen Einsichten bemüht habe, in diese kleinen Aufsätze eine gesunde und nahrhafte Selenspeise zu legen: so mußte ich sie doch, aus bekannten Gründen, zu sehr mit Naschwerk aufstutzen, wenn ich den Appetit der kleinen Menschen reitzen und einem bei moralischen Gerichten nur zu leicht entstehenden Ekel vorbauen wollte. Naschwerk aber soll man sparsam genießen, und nicht zur täglichen Speise machen. Deswegen hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, den künftigen Theilen der Kinderbibliothek einen andern Inhalt unterzuschieben, von dem kein Misbrauch dieser Art zu besorgen steht.

Und so entstand diese Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, welche nunmehr an die Stelle des bisherigen Inhalts der Kinderbibliothek tritt, und also zwar eine Fortsetzung dieses Werks, aber nach veränderten Zwecken ist.

Die zwölf ersten Bändchen der Kinderbibliothek waren für drei Perioden der Kindheit, d. i. für sechs- zehn- und zwölfjährige Kinder bestimmt, und hatten eine sich hierauf beziehende Abtheilung erhalten. Allein nach meiner jetzigen auf reifere Erfahrung und Einsicht gegründeten Ueberzeugung sollte die litterarische Bildung der Kinder erst am Ende der Kindheit ihren Anfang nehmen. Ich konnte also für junge Kinder nichts mehr schreiben, weil ich jetzt auf das innigste überzeugt bin, daß alles Lesen und schulmäßige Lernen diesem Alter zuverläßig schädlich, und dem Gange, den die Natur bei der Entwickelung der Kindheit

beob-

beobachtet, allemahl zuwider ist. Die Gründe dieser Ueberzeugung habe ich in einer besondern Abhandlung über die allzufrühe Ausbildung der Kinder dargelegt, die man im fünften Bande der allgemeinen Revision des gesammten Erziehungswesens lesen wird. Auch aus diesem Grunde mußte der Plan meiner Kinderbibliothek geändert werden.

Und so weiß man denn nun auch, was für Leser ich diesem Werke wünsche, nemlich keine junge, sondern solche Kinder, welche sich dem jugendlichen Alter nähern. Darnach habe ich den Ton der Erzählung abgemessen; und wenn ja etwas von geographischen und cosmographischen Kenntnissen dabei vorausgesetzt wird, so sind es solche, die man heutiges Tages leider! schon bei jedem achtjährigen Kinde der gesitteten Stände anzutreffen gewohnt ist. Und ich schreibe dieses Werk für solche, welche wenigstens zwei Jahr älter sind, als diese.

Aus eben der Ursache habe ich auch geglaubt, in diesem Buche die gewöhnlichste Rechtschreibung mit allen ihren, einmahl eingeführten Widersprüchen aufnehmen zu müssen: weil ein junger Mensch zu der Zeit, da seine Erziehung für das bürgerliche Leben anfängt, an alles das gewöhnt werden muß, was in dieser bürgerlichen Welt nun einmahl zur allgemeinen und unabänderlichen Sitte geworden ist.

Was übrigens den Plan dieses Werks betrifft, so werde ich unter allen Reisen, die ich kenne, die interessantesten aussuchen; und mit Weglassung dessen, was für die Jugend nicht gehört, nur dasjenige erzählen, was sie zu gleicher Zeit vergnügen und unterrichten kann. In Ansehung der Thatsachen und Begebenheiten werde ich mich genau an meine Quellen halten; aber ich werde zugleich an den

Faden

Faden einer jeden Erzählung so viel gemeinnützige Kenntnisse zu knüpfen suchen, als es, ohne ermüdend zu werden, nur immer geschehen kann. Ich war anfangs gesonnen, mich an eine chronologische Ordnung zu binden und mit den Entdeckungsreisen der Portugiesen nach Indien den Anfang zu machen: allein die ersten Europäer, welche fremde Welttheile besuchten und beschrieben, waren größtentheils erbärmliche Beobachter; und ich fand bald, daß es, bei dem Reichthum an bessern Nachrichten aus jenen Weltgegenden, sich der Mühe nicht belohne, den jungen Leser mit diesen, größtentheils dürren, und mit unvollständigen Beobachtungen oder fabelhaften Erzählungen durchwebten Reisebeschreibungen die Zeit zu verderben. Ich gab daher jenen Vorsatz auf, und setzte mir dagegen zum Ziel, meine jungen Leser, bei verstecktem Plan und unter beständiger Abwechselung, nach und nach

in alle Weltgegenden zu leiten, und dabei unter mehreren Reisebeschreibern jedesmahl denjenigen zu unserm Führer zu wählen, welcher mir der unterhaltendeste und zugleich der sicherste scheinen wird. Ich habe indeß geglaubt, auch von den ältern, minder reichhaltigen und interessanten Reisen, diejenigen beschreiben zu müssen, denen wir die merkwürdigsten Entdeckungen zu verdanken haben, wie z. B. die von Vasco de Gama. Zuweilen werde ich Bemerkungen aus mehreren Reisebeschreibungen in eine einzige zusammentragen, wie das schon im gegenwärtigen ersten Theile hie und da geschehen ist; und zur Beförderung der Kenntniß unsers Vaterlandes werde ich nicht selten die Beschreibung kleiner Reisen einschieben, die ich selbst theils schon gemacht habe, theils, wenn Zeit und Umstände es vergönnen werden, von Zeit zu Zeit zu machen gesonnen bin.

Die

Die im gegenwärtigen ersten Theile beschriebenen Reisen sind aus folgenden Quellen geschöpft:

Heemskerks Entdeckungsreise nach Spitzbergen und Nova Zembla, aus Herrn Adelungs Geschichte der Schiffahrten und Versuche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China; Vasco de Gama's Reise nach Ostindien, aus dem ersten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Was die kleine Reise von Trittow nach Wismar und Schwerin enthält, habe ich aus eigener Beobachtung.

Mein Vorsatz ist, zu jeder Messe ein Alphabet dieser Sammlung erscheinen zu lassen: doch muß ich bitten, diese Nachricht nicht für ein Versprechen anzusehn, weil Mangel an Gesundheit oder anderweitige Geschäfte mich zu-

weilen

weilen zwingen dürften, im Rückstande zu bleiben.

Wie lange übrigens diese Sammlung, dafern sie Beifall finden sollte, fortgesetzt werden wird, das werden die Aufklärer des südlichen und westlichen Deutschlands, die Nachdrucker, bestimmen, die, was andern Menschen das Liebste ist, Ehre und Rechtschaffenheit aufopfern, um das ihnen verhaßte Eigenthumsrecht zu zernichten und eine Gemeinschaft der Güter einzuführen, die in den erleuchteten Zeiten des Faustrechts galt. Trittow den 1sten August 1785.

I.

Jacob Heemskerks
und
Wilhelm Barenz
nördliche Entdeckungsreise
und merkwürdige Schicksale.

I.

Einleitung.

Ich fange damit an, ihr jungen Freunde, euch in sehr kalte und öde Gegenden zu führen. Unsere erste Reise soll nemlich nach Spitzbergen und Nova Zembla gehn; ihr wißt doch schon, was das für Länder sind, und wo sie liegen?

Aber laßt euch die Mühe nicht verdrießen, sie noch einmahl auf der Karte aufzusuchen, damit euch die Lage derselben, während meiner ganzen Erzählung, unverrückt vor Augen schwebe. Ihr könnt den ersten den besten Planiglob dazu brauchen.

Seht ihr, da über Norwegen hinauf nach dem Nordpole zu, eine ziemlich große und etliche kleinere Inseln neben einander liegen? Das ist Spitzbergen. Wenn der Nahme auch nicht dabei stünde, so könntet ihr doch nicht fehlen, weil es unter allen bekannten Ländern am weitesten gegen Norden liegt. Man hat nicht immer gewußt, daß da — so mitten im Eismeere — noch ein Land sey; auch weiß man, die Wahrheit zu sagen, noch jetzt nicht gar viel davon.

Was man aber bis jetzt davon weiß, und wer es zuerst entdeckt haben mag, das sollt ihr alles erfahren, wenn ihr nur weiter lesen wollt.

Nun senkt euren Blick von da, und zwar schief nach der rechten Hand zu, ein wenig herab, bis nahe an die nördliche Küste von Asien. Da werdet ihr eine andere, noch viel grössere Insel liegen sehn, und die ist Nova Zembla. Die Russen nennen sie zwar Nowaja Semla d. i. Neuland: aber weil der erste halb lateinische halb russische Nahme nun einmahl gebräuchlich ist, so wollen wir ihn beibehalten.

Diese Insel wird durch eine Meerenge von Asien abgeschnitten, welche man Waigatz nennt. Seht doch einmahl nach, ob auch die wol auf eurer Karte angegeben ist? Sollte es nicht seyn, so müßt ihr euch darüber nicht wundern; denn es ist noch nicht gar lange her, daß man noch zweifelhaft war, ob Nova Zembla mit Asien zusammenhinge oder eine Insel wäre.

Macht nun einmahl die Augen zu, und versucht, ob ihr euch die Lage dieser beiden Länder wol so lebhaft vorstellen könnt, als wenn ihr noch beide Augen darauf geheftet hättet. So müßt ihr es immer machen, so oft ihr ein Land, einen Fluß oder einen Ort auf der Karte angesehn habt; so mahlt ihr euch die Karten nach und nach in den Kopf, und dann

könnt

könnt ihr die von Papier, die man nicht immer bei sich hat, zur Noth entbehren. Ich verlasse mich übrigens darauf, daß ihr euch bei der Lesung dieser Reisebeschreibungen gewöhnen werdet, jedes vorkommende Land und jeden vorkommenden Ort, deren Lage ihr noch nicht vollkommen im Gedächtnisse habt, immer wieder von neuem auf der Karte aufzusuchen. Sonst würdet ihr mit viel geringerem Nutzen lesen, als ich wünsche, daß ihr thun möget.

Daß es in den Ländern, wovon hier die Rede ist, sehr kalt seyn müsse, das würdet ihr wol von selbst schon vermuthen, wenn ihr es auch noch nie gehört hättet, weil ihr seht, daß sie so weit gegen Norden liegen. Wenn ich euch nun vollends sage, daß daselbst, während eines großen Theils des Jahrs die Sonne gar nicht aufgeht, und es also in dieser Zeit unaufhörlich Nacht ist: *) so wird euch die fürchterliche Kälte, die da herschen muß, noch begreiflicher seyn. Wollt ihr also je einmahl dahin reisen, etwa um einer Wallfisch- oder Robbenjagd beizu-

*) Diese lange Nacht währt in Spitzbergen vom 18ten October bis zum 4ten Februar. Dahingegen herrscht in dieser Gegend vom 4ten Mai bis zum 2ten August ein immerwährender Tag, weil in dieser Zeit die Sonne gar nicht untergeht. In Nova Zembla ist der lange Tag sowol, als auch die lange Nacht schon etwas kürzer.

beizuwohnen: so vergeßt nicht, euch mit warmen Kleidungsstücken zu versorgen; sonst würdet ihr es da nicht aushalten können.

Aber es ist Zeit, daß ich euch mit den Personen, deren Reise und Schicksale ich euch erzählen will, und mit der Absicht bekannt mache, welche sie in eine so unfreundliche Weltgegend führte. — Ihr wißt doch alle, wo Ostindien liegt und durch welche Meere man von Europa aus dahinzuschiffen pflegt? Nun nehmt noch einmahl den Planiglob vor euch, und bemerkt, welch ein gewaltig weiter Umweg es sey, wenn man z. B. aus Holland, erst durch den Kanal, dann im atlantischen Weltmeere vor Frankreich, Spanien und Portugal vorbei nach den kanarischen Inseln, von da an der africanischen Küste hinunter nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, und dann auf der andern Seite von Africa wieder hinauf etwa nach der Insel Java, und von da wol gar noch weiter hinauf nach China oder Japan segelt, um etwa chinesischen Thee oder japanisches Gold einzutauschen. Statt eines so langen Weges hätten die Europäer nun gar zu gern einen kürzern, und zwar gleichfals zu Wasser gehabt: denn mit einem Landwege nach so weit entlegenen Ländern war ihnen wenig gedient; warum? Das mögt ihr selbst errathen. Da legte nun dieser und jener, besonders in Holland, die Weltkarte vor sich

hin,

hin, gukte sie an, und dachte: wie? wenn man da bei Norwegen hinauf, dann rechts über Lappland, dem europäischen und asiatischen Rußland hin bis ans Ende von Asien schifte, und dann zwischen Asien und America wieder hinuntersegelte? Das wäre doch ein viel kürzerer Weg? Allerdings; und das muß versucht werden! sagten andere, rüsteten eilig Schiffe aus, und segelten darauf los.

Ihr werdet denken, nichts sey leichter gewesen, als diese Fahrt ausfindig zu machen, welche man die nordöstliche Durchfahrt zu nennen pflegt. Aber übereilt euch nicht in eurem Urtheile; denn so leicht das Ding auch aussieht, so schwer hat man es gefunden; und ich muß euch nur zum voraus sagen, daß man bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig damit geworden ist. "Das wäre! — Und was in aller Welt kann die Leute denn gehindert haben, ihre Absicht zu erreichen?„ Ein einziger verdrießlicher Umstand; wenn sie da oben über Rußland hinkamen, auf einmahl saßen ihre Schiffe fest, und sie mußten Gott danken, wenn sie nur sich wieder losarbeiten und zurückfahren konnten, woher sie gekommen waren. Ich will's euch deutlicher sagen: das Meer da oben ist, der erstaunlichen Kälte wegen, voller Eis, welches bald in großen Stücken, wie Berge, herumschwimmt, bald sich an einander schließt, und fest steht, als wenn

bei uns ein Teich zugefroren ist. Und seht, deswegen wird es eben das Eismeer genannt. Begreift ihr nun, warum es so leicht nicht ist, einen Weg dadurch zu finden?

Zweimahl hatten die Holländer schon versucht, diese nordöstliche Durchfahrt zu bewerkstelligen: aber jedesmahl vergebens. Jetzt beschlossen sie, als brave Männer, die sich durch Schwierigkeiten nicht gleich abschrecken lassen, einen dritten Versuch zu wagen. Es wurden zwei Schiffe dazu ausgerüstet. Zum Commissarius oder Befehlshaber derselben ward Jacob Heemskerk ernannt. Die unter ihm dienenden Obersteuermänner waren Wilhelm Barenz auf dem einen und Johann Cornelius Ryp auf dem andern Schiffe. — In dem folgenden Kapitel werden wir sie abfahren sehn.

2.

Abfahrt von Amsterdam. Entdeckung der Bäreninsel und der Insel Spitzbergen.

Es war zu Anfang des Maimonats im Jahr 1596, als unsere Seefahrer von Amsterdam aus unter Segel gingen. Den 18ten steuerten sie bei Vlieland, einer der Inseln, von welchen die Südersee eingeschlossen wird, vorbei, und segelten in die Nordsee.

Wind

Wind und Wetter waren günstig; daher ging's denn auch, als flögen sie davon, und vier Tage darauf hatten sie schon die schetlandischen oder hitlandischen Inseln im Gesicht, die ihr da oben im deutschen Meere zwischen Schottland und Norwegen auf der Karte von Europa finden könnt. Stellt euch vor, über hundert deutsche Meilen in vier Tagen! Das mußte rasch gehn.

Die Fahrt ging immer grade auf den Nordpol zu. Einige Tage darauf waren sie schon der Insel Island gegen über in derjenigen Gegend des nördlichen Ozeans, über welche man, in Gedanken wie ihr wißt, den nördlichen Polarcirkel gezogen hat. Am ersten Junius, also vierzehn Tage nach ihrer Abreise von Vlieland, hatten sie schon den 70sten Grad der nördlichen Breite *) zurückgelegt; und an diesem Tage blieb ihnen zum erstenmale die Nacht aus. Denn nun waren sie bis dahin gekommen, wo in dieser Jahrszeit, die Sonne einige Monate lang gar nicht untergeht, sondern immer über dem Horizonte stehen bleibt, indem sie an demselben in 24 Stunden rund herumzulaufen scheint. Stellt euch, ihr lieben Leser, einmahl etwas lebhaft vor, wie sonderbar einem

*) Ich setze voraus, daß meine jungen Leser wissen, was unter der Länge und Breite unserer Erdkugel verstanden werde.

dabei zu Muthe seyn müsse, wenn man aus einem Lande kommt, wo Tag und Nacht beständig mit einander abwechseln, und sich nun auf einmahl in eine Gegend versetzt sieht, wo die Sonne des Abends am Himmel stehen bleibt, und die ganze Nacht durch eben so helle als am Tage, scheint! Nun sollte man wol meinen, in einer solchen Gegend müsse es, in derjenigen Jahrszeit wenigstens, in welcher die Sonne da gar nicht untergeht, unausstehlich heiß seyn, weil wir bei uns im Sommer es meistentheils den Nächten zu verdanken haben, daß die Luft, nach einem schwülen Tage, sich wieder abzukühlen pflegt. Aber nein! In diesen hohen nördlichen Gegenden hat man, troz des immerwährenden Sonnenscheins, sich in der wärmsten Jahrszeit so wenig über Hitze zu beschweren, daß vielmehr unsern Reisenden für Kälte die Zähne im Munde klapperten. Sonderbar! Woher das doch wol kommen mag? Denkt einen Augenblick darüber nach, ob ihr das wol schon von selbst zu begreifen im Stande seyd. Wo nicht, so leset nur weiter.

Das kommt daher, weil die Sonne hier mitten im Sommer ohngefähr so niedrig am Himmel steht, wie bei uns in den kurzen Wintertagen. Da können also auch ihre Strahlen nur so von der Seite oder schief auf diese Weltgegend fallen. Nun wißt ihr aber wol, daß es in einem Zimmer viel heisser wird, wenn die

Sonne

Sonne ihm grade gegen über steht, als wenn sie nur so von der Seite darauf scheint. Ihr begreift also auch, daß es da oben, trotz des ununterbrochenen Tages, auch im Sommer nicht viel wärmer werden könne, als es etwa bei uns an einem schönen Wintertage ist.

Und nun wird's euch nicht mehr wundern, wenn ihr hören werdet, daß unsere Reisende sich bald darauf mitten unter großen Eisschollen befanden, welche weit und breit das Meer bedekten. Es war am 5ten Junius, als diejenigen, welche auf dem Verdecke waren, auf einmahl ein großes Geschrei erhuben, und ihre Kameraden herbeiriefen, um eine ungeheure Menge Schwäne zu sehn, welche daher geschwommen kämen. Alle liefen herbei und freueten sich schon zum voraus auf die schönen Braten, die das geben würde, wenn sie Gelegenheit hätten, ein Paar Dutzend davon zu schießen. Aber als sie die Augen weit aufgerissen und einen Augenblick unverwandt hingesehn hatten, wurden sie gewahr, daß ihre Kameraden — sich geirrt und Eisschollen, die mit Schnee belegt waren, für Schwäne angesehn hatten. Bald darauf waren sie mitten darunter. Den Appetit nach Schwanbraten mußten sie sich denn wol vergehen lassen.

Ein Paar Tage vorher hatten sie eine andre sonderbare Erscheinung, und zwar am Himmel gehabt.

Sie

Sie sahen nemlich auf einmahl drei Sonnen am Himmel stehn; und was dieses Schauspiel noch wunderbarer machte, das waren drei Regenbogen, welche sich in der Gegend dieser Sonnen durchkreuzten. Und was mogte denn das zu bedeuten haben? Hat man in jenen nördlichen Gegenden etwa wirklich mehr als eine Sonne? Oder ging es bei dem, was diese Leute hier zu sehen glaubten, etwa nicht mit rechten Dingen zu, wie die alten Weiber sprechen? Ich will euch das Ding erklären, wenn ihrs noch nicht wißt.

Auch bei uns sieht man wol zuweilen zwei, drei oder mehr Sonnen, auch wol zur Nachtzeit eben so viel Monde am Himmel stehn, die man Nebensonnen und Nebenmonde zu nennen pflegt. Das kommt nun daher. Es befinden sich zuweilen solche Dünste in der Atmosphäre, (ihr wißt doch, daß dies Wort so viel als Dunstkreis bedeutet?) durch welche die Sonnenstralen nicht hindurchdringen können, sondern von denen sie, wie von unsern Spiegeln, zurückprallen. Dergleichen Dünste machen daher eine Art von Spiegel aus; denn indem die Sonnenstralen von ihnen zurückgeworfen werden, und in unsere Augen fallen, so sehen wir auf ihnen das Bild der Sonne, oder, wenn es Stralen des Mondes waren, das Bild des Mondes. Gewöhnlicherweise pflegt eine solche Lufterscheinung bei uns sich im Winter zu ereignen,

und

und zwar zu einer Zeit, wenn viele feine Dünste in der Luft zu kleinen Eistheilchen gefroren sind. —

Unsere Seefahrer schiften nun einige Tage lang durch lauter Eisschollen hin, welche, je weiter sie kamen, immer grösser und dicker wurden. Am 9ten Junius entdekten sie Land. Sie sahen auf ihren Karten nach, um zu erfahren, was für eins es wol seyn mögte: aber diese zeigten ihnen an der Stelle, wo sie sich jetzt befanden, nichts. Sie merkten also, daß es ein noch unbekanntes Land seyn müsse.

Man steuerte darauf zu, und sahe nun deutlicher, daß es eine, ohngefähr fünf Meilen lange Insel wäre. Nachdem sie die Schiffe vor Anker gebracht hatten, stieg ein Trupp von ihnen in die Schaluppe, und fuhr ans Land. Das erste, was sie hier erblickten, war eine große Menge Meweneier, die sie fleissig einsammelten, um einen Abendschmauß davon zu halten. Hernach kletterten sie, um sich umzusehn, auf einen Berg, der so steil war, als wenn er mit Fleiß nach dem Bleiloth wäre ausgehauen worden. Es wurde ihnen sauer; indeß kamen sie doch glücklich hinauf. Aber nun war die Frage, wie sie wieder hinunter kommen sollten? Daran schienen sie beim Hinaufklettern nicht gedacht zu haben; und das war sehr unbesonnen von ihnen gehandelt. Nicht ohne Schaudern blickten sie hinab, und sahen nunmehr mit Reue,

wie viel sie, ohne Noth, gewagt hatten: denn zur Vergrösserung der Gefahr standen am Fuße des steilen Berges lauter spitzige Felsenstücke, auf welche man gar unsanft niederfallen würde. Indeß, was war zu thun? Sie waren nun einmahl oben, und mußten wieder hinab. Da half also kein Zagen; als brave Kerle faßten sie ein Herz, legten sich auf die Knie oder auf den Bauch, und rutschten — alle glücklich hinunter. Barenz, welcher in der Schaluppe geblieben war und ihnen zusahe, hatte sie schon alle für verloren gehalten.

Am folgenden Tage erblickten sie ein gräsliches vierfüßiges Ungeheuer, zwölf Fuß lang, mit langen weissen zottigten Haaren, und mit einem Rachen voll scharfer Zähne, aus welchem es dumpfe fürchterlich brummende Töne herausgurgelte. Meine jungen Leser errathen wol schon, was für ein Thier dies Ungeheuer gewesen sey. Es war ein weisser Bär, dergleichen es nur in den nördlichsten Gegenden giebt. Diese unterscheiden sich von einem gemeinen Bären, theils durch ihre Größe, indem sie, wie schon gesagt, zwölf Fuß und darüber lang sind, theils durch ihre weisse Farbe, theils durch ihre grössere Raubgier, indem sie ohne Unterschied Menschen und Thiere anfallen, um sie aufzufressen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Fischen, Seehunden und todten Wall-

fischen.

fischen. Sie leben daher an den Küsten und auf dem Treibeise des Eismeers, und können schwimmen und untertauchen, wie die Enten.

Aber so fürchterlich dieses Thier auch immer seyn mag, so hatte das Schiffsvolk doch Lust, es mit ihm aufzunehmen. Sie beschlossen, nicht etwa es von fern zu erschiessen, sondern darauf loszugehn, ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen, und es so entweder zu erdrosseln oder lebendig zu fangen. Muthig sprangen sie in die Schaluppe und ruderten ihm entgegen. Aber da sie näher gekommen waren, fanden sie es so grimmig, daß sie den Plan mit der Schlinge aufgeben mußten. Sie fielen es hierauf mit Aexten und andern scharfen Werkzeugen an. Der Kampf war hitzig und dauerte lange. Zwei ganzer Stunden mußten sie sich mit ihm herumbalgen, bis es ihnen endlich gelang, ihm den Kopf vom Rumpfe zu hauen.

Da fiel der große Esel hin
So lang und breit er war.

Man schlepte den todten Körper ans Schiff, und zog ihm die Haut ab. Von dem Fleische bereiteten sie eine Mahlzeit, fanden es aber nicht nach ihrem Geschmacke, ohngeachtet andere es so wolschmeckend als Rindfleisch wollen gefunden haben. Indeß was ißt man nicht, wenn man sich jenseits des Polarcirkels unter lauter Eisschollen befindet, wo keine Früchte wachsen, und

wo

wo keine Fleischer wohnen, von denen man Kälber- oder Schöpsenbraten kaufen könnte?

Dieser glücklich geendigte Bärenkampf gab Anlaß, daß man die Insel, bei der man sich jetzt befand, die Bäreninsel nannte. Wenn ihr auf dem Planiglob über Norwegen hinauf nach Spitzbergen hinseht: so werdet ihr sie da liegen sehn. Vielleicht steht der lateinische Nahme: insula vrsorum, dabei.

Am folgenden Tage lichteten sie die Anker und steuerten abermals nordwärts. Gegen Abend, d. i. zu der Zeit, da bei uns, aber nicht in jener Gegend, der Tag sich zum Ende neigt, sahen sie etwas Großes auf dem Meere schwimmen, welches sie anfangs für ein Schiff, nachher für eine kleine Insel hielten. Da sie aber näher kamen, bemerkten sie, daß es — ein todter Wallfisch sey, auf welchem eine große Menge Mewen saßen, die sich sein Fett, oder auch seine Läuse wolschmecken ließen. Schade, daß ihr noch nie einen Wallfisch gesehen habt, um euch so recht lebhaft vorzustellen, was das für ein Anblick seyn müsse, ein so ungeheures Geschöpf zu sehn! Ich kenne ihn freilich auch nur aus Beschreibungen und Abbildungen: aber laßt doch sehen, ob ich euch nicht einen und den andern Umstand von ihm erzählen kann, den ihr vielleicht noch nicht recht gewußt oder schon wieder vergeßen habt.

Die

Die eigentliche Heimat des Wallfisches ist das Eismeer, sowol beim Nordpole, als auch beim Südpole; doch finden sie sich auch nicht selten in südlicheren Meeren ein. Er ist das größte aller bekannten Thiere. Vor Zeiten tödtete man deren viele, die über hundert, ja wol zweihundert Fuß lang und siebenzig bis achtzig breit waren: jetzt aber, da man jährlich ein Paar tausend Stücke derselben erlegt, wird ihnen nicht mehr Zeit gelassen, zu einer so ungeheuren Grösse anzuwachsen. Sie pflegen daher heutiges Tages nur etwa sechzig bis siebenzig Fuß lang zu seyn. Der Kopf ist das größte Stück an seinem Körper, und beinahe die Hälfte des Ganzen; aber sein Schlund ist nur vier Zoll breit, daher er auch nur von Heringen und Meerinsekten, die man Wallfischaas nennt, leben kann. Sein Fell ist schwarz, einen Zoll dick, hin und wieder mit einzelnen Borsten besetzt, und häufig mit Seepflanzen, Korallen und Muscheln bewachsen. Es gleicht einer aufgesprungenen Borke, und es halten sich eine Menge Insekten oder Läuse darin auf, die ohngefähr einen Zoll lang sind, und welche von den Meven herausgepickt werden, so oft der Wallfisch aus dem Wasser hervorragt. Nach Verhältniß seines ungeheuren Körpers hat er nur sehr kleine Augen, welche am Ende des Kopfes, unterwärts nach dem Bauche hin, liegen, und nicht größer als Ochsen-

augen sind. Oben auf dem Kopfe hat er zwei Löcher, durch welche er das eingeschluckte Wasser, wie eine Fontaine, in die Luft bläst. Sein Oberkiefer — auf den Fall, daß ihr dies Wort noch nicht kennt, füge ich hinzu, daß es so viel als der Oberkinnbacken bedeutet — enthält das, was wir Fischbein nennen, welches so groß und schwer ist. daß die ganze Schiffsmannschaft angespannt werden muß, um es auf das Schiff hinauf zu winden. Die Unterkinnlade besteht aus zwei mächtig großen Knochen, die zehn Fuß und darüber lang, beinahe einen Fuß breit und einen halben Fuß dick sind. Bey Hamburg, Altona und andern Orten, wo man jährlich Wallfischjäger ausschickt, braucht man diese Knochen zu Thorwegpfosten, oder man sägt sie in Stücken und rammelt sie, wie Pfäle, an solchen Oertern ein, wo keiner fahren oder reiten soll. Das ganze Thier besteht größtentheils aus Speck, und dies ist es, wornach seine Feinde, die Menschen, hauptsächlich trachten: denn aus diesem Specke macht man bekanntlich Thran. Uebrigens hat der Wallfisch warmes Blut, gebiert seine Jungen lebendig, wie andere Säugthiere, und nährt sie auch aus seinen Brüsten mit Milch.

Mit der Erlegung eines Wallfisches geht es so zu. An den beiden Springbrunnen, die er durch das Ausblasen des Wassers verursacht, erkennt man den Ort seines Aufenthalts, wenn er nicht etwa über der Oberfläche

fläche des Wassers sichtbar ist. Sobald man nun gewahr wird, daß einer in der Nähe ist, steigen die Wallfischjäger in Schaluppen und Böte, und rudern auf ihn los. Vorn im Schiffe steht der Harpunier, das ist, derjenige Mann, der mit der Harpune bewafnet ist. Diese ist ein Wurfspieß von Eisen, mit zwei Widerhaken und mit einem hölzernen Stiel versehn und an einem Stricke befestiget. Sobald man nun dem Ungeheuer nahe genug gekommen ist — welches mit der äussersten Behutsamkeit geschehen muß, weil ein einziger Schlag mit dem Schwanze das Schiff zerschmettern würde — wirft ihn der Harpunier mit der größten Kraft, deren er fähig ist, den Wurfspieß in den Leib. Kaum ist dies geschehn, so begiebt der Wallfisch sich auf die Flucht, indem er gemeiniglich nach dem Grunde des Meers und zwar mit solcher Geschwindigkeit eilt, daß man das Seil der Harpune kaum eben so geschwind nachlaufen lassen kann. Das Boot, worinn die Leute sind, wird dabei oft so schnell fortgerissen, als wenn es vom Sturmwinde dahin getrieben würde. Die Oberfläche des Meers färbt sich dabei von Blut. Lange wühlt und tobt der verwundete Wallfisch im Abgrunde, bis er endlich vor Ermattung sich nach Luft sehnt, und deshalb wieder an die Oberfläche kommt. Sogleich empfängt man ihn mit langen und spitzigen Spießen, die man ihm in

den Leib stößt, und wie Bäume darin sitzen läßt, so daß er zuletzt das Ansehn eines Wäldchen gewinnt. Endlich, wenn er sich völlig verblutet hat, bleibt er todt auf der Oberfläche des Wassers liegen, und ragt, wie eine Insel, darüber hervor. Dann werden Stricke daran befestiget, und alle Schaluppen und Böte vorgespannt; und so schleppt man ihn nach dem Schiffe hin, welches man buchsiren nennt.

Nun tritt das Schiffsvolk auf den todten Wallfisch hin, und haut ihm den Speck und die Oberkiefer oder den Fischbein aus. Andere winden das Ausgehauene in die Höhe, schneiden den Speck in Stücken, und packen ihn in Tonnen. Ist man auf der einen Seite des Wallfisches damit fertig, so wird er umgewandt, um das nemliche auf der andern Seite zu thun. Das Fleisch und die Knochen läßt man liegen, die beiden Knochen der Unterkinnlade ausgenommen, die man auch auf das Schiff windet und sie daselbst aufstellt, da denn mehr als ein Faß voll Thran aus denselben rinnt. Das Fleisch wird eine Beute der Raubvögel und der weissen Bären.

Ich hoffe, meine wißbegierigen jungen Leser werden mir diese kleine Ausschweifung nicht übel nehmen. Jetzt kehre ich wieder zu unsern Seefahrern zurück.

Am 17ten und 18ten Junius mußten sie sich durch sehr viel Treibeis durcharbeiten, indem sie immer

weiter

weiter gegen Norden segelten; worauf sie abermahls an eine kleine Insel kamen. Dies war eine von denen, die ihr über der Bäreninsel unter Spitzbergen liegen seht. Sie sahen daselbst nichts, was erzählt zu werden verdiente, und fuhren weiter.

Am folgenden Tage entdeckten sie abermahl Land; und dies war dasjenige, was man nachher Spitzbergen genannt hat, weil man auf demselben viele spitzige Berge hervorragen sieht. Unsere Seefahrer hielten es für einen Theil von Grönland, worinn sie sich irrten.

Am 21sten Junius warfen sie im Gesicht dieses Landes Anker. Ein Theil des Schiffsvolks ruderte in den Böten nach der Küste, um Ballast einzuholen. Was unter diesem Nahmen verstanden werde, wißt ihr schon; aber wenn ihr, wie ich vermuthe, mit Nachdenken leset, so wird euch wahrscheinlicher Weise die Frage einfallen: warum man denn jetzt erst daran dachte, Ballast einzunehmen, nachdem man schon mehrere hundert Meilen zurückgelegt hatte? Wer unter euch getrauet sich, diese Frage zu beantworten? Der mache das Buch zu, und sage uns seine Meinung.

Getroffen, lieber Freund! — denn ich sehe im Geist, daß jeder meiner jungen Leser sogleich mit der Antwort fertig seyn wird: "das rührte daher, daß ein Theil von dem, was das Schiff bei seiner Abfahrt

beschwerte, z. E. Brennholz und Lebensmittel, nun schon verbraucht war; es mußte also an die Stelle dieser verzehrten Dinge etwas anders gelegt werden, damit das Schiff wieder seine gehörige Schwere bekäme.„ Ich finde diese Antwort vollkommen richtig, und fahre daher fort.

Da die Matrosen Steine und Felsenstücke genug zusammengetragen hatten, und nun eben im Begriff waren, die Böte damit zu beladen: so kam ein großer weisser Bär auf sie zugeschwommen, welcher ganz die Miene hatte, als wenn er ihnen den Krieg ankündigen wollte. Unsere Matrosen, denen das Herz an der rechten Stelle saß, beschlossen, seine Ankunft nicht erst abzuwarten, sondern ihm muthig entgegen zu rudern. Es geschahe. Jetzt begegneten sie einander; und nun begann ein fürchterlicher Kampf. Schießgewehr war damahls noch nicht so gemein, als jetzt. Unsere Kämpfer — die in den Böten versteht sich — waren daher auch nur mit Spießen, Aexten und andern dergleichen Waffen versehn, womit sie ihrem Feinde tapfer zusetzten. Allein der Bär hatte ein so gewaltig dickes Fell, daß die meisten Spieße darauf zerbrachen oder krumm wurden. Daneben versuchte er einigemahl zu entern, das heißt, das feindliche Fahrzeug fest zu halten und Bord an Bord zu kämpfen. Statt der Enterhaken, deren man sich

sonst

sonst dazu bedient, gebrauchte er seine Tatzen, die er mit solcher Gewalt an das Vordertheil des einen Bootes schlug, daß, wenn der Schlag die Mitte des Schiffes getroffen hätte, das Unterste vermuthlich zu oberst würde gekehrt worden seyn. Endlich mußte er dennoch unterliegen. Todt schleppte man ihn an Bord, und zog ihm die Haut ab, welche diesmahl dreizehn Fuß lang war.

3.

Beschreibung von Spitzbergen. Reise von da nach Nova Zembla.

Dieses Land ist eins der ödesten und kältesten in der Welt. So weit man von der See her sehen kann, folgt ein spitziger Berg auf den andern, und diese Berge bestehen theils aus Eis und Schnee, theils aus Sand und Steinen. Ausser einigen Kräutern und Moos, welche hie und da hervorkeimen, wächst auf der ganzen Insel nichts, kein Strauch, kein Baum. Nur im Julius und August hat man da etwas, was einem Sommer einigermaßen ähnlich sieht; aber auch dieses Pröbchen von einer angenehmen Jahrszeit wird oft von rauhen Winterscenen unterbrochen. Der Himmel ist fast beständig trübe. Gewitter sind unter diesem Himmel etwas sehr seltenes. Die lange Winter-

nacht, welche, wie schon oben erwähnt worden, hier beinahe vier Monate währt, wird durch häufige und sehr hellflimmernde Nordlichter einigermaßen erträglich gemacht.

Unter den wenigen Kräutern, welche hier wachsen, zeichnen sich besonders das Löffelkraut und der Sauerampfer aus. Nicht ohne eine besondere wohlthätige Absicht scheint die Hand der Vorsehung grade diese hierhergesäet zu haben: denn sie sind ein vortrefliches Mittel gegen den Scorbut, eine Krankheit, von der die Seefahrer, besonders in diesen nördlichen Gegenden, so viel zu leiden haben!

Die Bewohner dieses unfreundlichen Landes sind, ausser mancherlei Wassergeflügel, weisse Bären, Rennthiere und Füchse, welche hier theils weiß, theils blau sind, und deren Pelzwerk sehr geschätzt wird. Von den weissen Bären habe ich schon oben geredet. Das Rennthier ist eins der brauchbarsten und nützlichsten Geschöpfe unter der Sonne; nur Schade, daß es in keiner andern als in nördlichen Gegenden gedeien will. Der Lappländer lebt fast ganz allein von ihm. Die Milch und das Fleisch des Rennthiers geben ihm Speise; das Fell desselben dient ihm theils zur Kleidung, theils zur Verwahrung seiner Hütte gegen Wind, Kälte und Regen; es ist sein Lastthier, und, vor seinen Schlitten gespannt, vertritt es die Stelle

des

des schönsten Pferdes. Aus den Hörnern und Knochen dieses Thiers macht er allerhand Werkzeuge, aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Flaschen und Beutel aus der Blase. Und, was das Bewundernswürdigste ist, dieses so nützliche Thier, ist unter allen das genügsamste, unter allen am leichtesten zu ernähren. Es bedarf zu seinem Unterhalte nichts, als Moos und trocknes Laub, und auch von diesen braucht sein Herr keinen Vorrath für den Winter einzusammeln. Es weiß beides selbst zu finden, auch wenn die Erde mit dem tiefsten Schnee bedeckt. Es kratzt, um sich diese kärgliche Nahrung zu verschaffen, den Schnee mit den Füßen weg, und nicht lange, so ist sein Hunger gestillt. Wer erkennt hier nicht die Weisheit der Vorsehung, welche diesem Thiere, welches sie für den kalten und unfruchtbaren Norden bestimmte, so leicht zu befriedigende Bedürfnisse gab!

Uebrigens gleicht das Rennthier unserm Hirsche, nur daß es etwas kleiner ist, kürzere Beine und etwas anders gebaute Geweihe hat. Auch die weiblichen Rennthiere sind damit geschmückt, welches bei den Hirschen nicht ist.

Menschen giebts auf Spitzbergen ganz und gar nicht; desto mehr aber sind die Küsten dieses Landes, das Meer und das darauf befindliche Eis mit Geschöpfen bevölkert, die man hier bei uns nicht sieht,

und von denen ich euch daher einige nennen und beschreiben muß. Da sind z. B. ausser den Wallfischen, der Robbe oder Seehund, das Wallroß, der Schwerdtfisch, der Hayfisch und andere.

Der Robbe oder Seehund, den man auch wol Seekalb nennt, liebt, wie der Wallfisch, nur die nördlichen Gegenden, wo er sich des Sommers auf dem Lande, des Winters auf dem Eise und im Wasser aufzuhalten pflegt. Sein Kopf gleicht einem Hundskopfe mit abgeschnittenen Ohren. Das Maul und die Nase sind ihm mit Haaren bewachsen, welche den sogenannten Spürhaaren unserer Katzen gleichen. Ein kurzes glänzendes Haar bedeckt die übrigen Theile seines Leibes. Er hat nur zwei kurze Vorderfüße, die er zum Gehen oder vielmehr zum Fortrutschen brauchen kann: denn seine Hinterfüße, die zwei kleinen Fischschwänzen gleichen, sind nach dem Schwanze hingebogen, und dienen ihm, wie Floßfedern, nur zum Rudern. Seine Länge beträgt vier bis acht Fuß. Der dicke Speck dieses Thiers giebt gleichfalls Thran; daher man, wenn es mit dem Wallfischfange nicht glücken will, eine Heerde Seehunde todtzuschlagen pflegt, um sich schadlos zu halten. Einige Schiffe segeln auch recht eigentlich in der Absicht hin, um eine Ladung von Seehundsspeck einzuholen. Sie liegen, besonders wenn die Sonne scheint, in großer

Menge auf dem Eise, und schnarchen. Hier geht man mit Keulen bewafnet auf sie los, und weil sie mit ihren beiden kurzen Beinen nicht geschwind entfliehen können: so ist es leicht, ihrer viele zu erlegen. Man schlägt sie auf die Nase, wo sie, wie die Hunde, am empfindlichsten sind. Durch einen solchen Schlag werden sie nun zwar betäubt, aber nicht getödtet: denn sie haben ein sehr zähes Leben. Man hat Beispiele, daß einem Seehunde schon fast aller Speck vom Leibe geschnitten war, als das Skelet desselben noch heftig um sich biß. Ihre Nahrung besteht in Meergras oder Seetang und Fischen. Uebrigens ist dieses Thier für die armseligen Polarmenschen, d. i. diejenigen, welche gegen die Pole zu wohnen, wie z. B. die Grönländer, ein sehr wichtiges Geschöpf, weil es, wie den Lappländern das Rennthier, ihr Alles ist. Sie essen sein Fleisch, unterhalten ihre Lampen mit seinem Thran, bekleiden sich, ihre Wohnungen und ihre Kähne mit seinem Felle u. s. w. Auch bei uns macht man von dem Felle desselben Tabackstaschen für die Landleute, und beschlägt die Reisekoffer damit. *)

Das

*) Abbildungen vom Wallfische, vom weissen Bären, vom Seehunde und vom Wallrosse, könnt ihr in vielen Büchern, unter andern in Raffs Naturgeschichte für Kinder sehn.

Das Wallroß gleicht dem Robben, nur daß es viel grösser und stärker, ohngefähr so dick und lang als ein Ochs ist, einen viel dickern und rundern Kopf und zwei große Hauer im Maule hat, die wol eine Elle und darüber lang sind. Diese Zähne werden, wegen ihrer ausserordentlichen Weisse, noch höher geschätzt, als Elfenbein. Sie liegen gleichfalls Heerdenweise auf dem Eise oder auch im Wasser und schnarchen. Wenn sie angegriffen werden, vertheidigen sie sich herzhaft, stehen auch einer dem andern treulich bei, suchen mit ihren großen Zähnen die Böte zu fassen und umzustürzen, und brüllen dabei wie die Ochsen. Wenn man ihnen, der Uebermacht wegen, weichen muß, so verfolgen sie das Boot mit solchem Eifer, daß sie oft unter sich in Streit gerathen, indem einer dem andern vorzueilen sucht. Man tödtet sie blos um ihrer Zähne willen; denn Speck haben sie nicht, und ihr Fleisch ist ungenießbar.

Der Schwerdtfisch gehört gleichfalls unter die merkwürdigen Bewohner des Eismeeres. Wenn er völlig ausgewachsen ist, mißt er achtzehn bis zwanzig Fuß, und ist an zwei Centner schwer. An der obern Kinnlade ragt ihm ein langer und breiter Knochen wie ein Schwerdt hervor, nur daß er eingekärbt ist, und daher einer Säge gleicht. Deswegen hat man diesen Fisch auch wol zuweilen Sägenfisch genannt.

Er

Er ist des Wallfisches Erbfeind, und setzt demselben mit seiner scharfen Säge so lange zu, bis er ihn erlegt hat. Dann, sagt man, nimmt er zu seiner Beute blos die Zunge des Wallfisches, und läßt das übrige liegen. Wenn daher die Wallfischjäger gewahr werden, daß ein Schwerdtfisch mit einem Wallfische in Kampf ist: so hüten sie sich wol, ihn zu stören. Sie sehen vielmehr geruhig zu, weil sie wissen, daß sie, in diesem Falle, ihre Mühe sparen können. Zuweilen macht der Schwerdtfisch seinen erlegten Feind den Menschen streitig, und schleppt die große Masse eine Strecke fort, ohngeachtet einige Schaluppen voll Matrosen sie nach der entgegengesetzten Richtung fortzubuchsiren bemüht sind.

Von dem fürchterlichen Hayfische, der auch in andern Meeren lebt, habe ich schon in der Entdeckung von Amerika eine Beschreibung gemacht. Es sey mir daher erlaubt, meine jungen Leser darauf zu verweisen; und nun wieder zu unsern Reisenden zurück zu kehren.

Diese segelten einige Tage an der Küste dieses öden Landes herum, legten sich an verschiednen Stellen vor Anker, und fuhren in Böten ans Land. Da sie aber überall nichts fanden, das eines längern Dableibens werth gewesen wäre: so beschlossen sie, ihre

Reise

Reise fortzusetzen, um, wo möglich, die große Absicht zu erreichen, in der sie abgesandt waren.

Aber nun entstand die Frage: wohin sie ihren Lauf von da aus eigentlich nehmen sollten? und hierüber waren die beiden Steuermänner in ihren Meinungen getheilt. Cornelius, der eine von ihnen, behauptete, daß man noch weiter gegen Norden steuern müsse, in der Hofnung, ein von Eise freies Meer daselbst zu finden; Barenz hingegen, der andere Steuermann, war einer entgegengesetzten Meinung. Dieser glaubte nemlich, daß sie schon zu hoch gegen Norden gesegelt wären, und daher von nun an wieder etwas südlich steuren müßten. Es wurde lange darüber gestritten. Endlich, da sie sich nicht vereinigen konnten, wurde beliebt, daß jeder seiner Einsicht folgen und segeln sollte, wohin es ihm beliebte. So wurden also beide Schiffe von einander getrennt. Cornelius lief nach Norden, Barenz nach Süden; beide in der Absicht, sich nachher gegen Osten zu wenden. Wir für unser Theil wollen den erstern seinem Schicksale überlassen und uns zu dem letztern halten. Vielleicht, daß wir am Ende doch noch erfahren werden, wie es jenem wird gegangen seyn.

Die Trennung der beiden Schiffe geschahe am 1sten Julius. Von diesem Tage an bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor. Wir überhüpfen also diese

Zeit,

Zeit, indem wir unsern jungen Lesern zum Beschlusse dieses Capitels nur noch melden, daß man an dem letztgenannten Tage im Gesicht eines Landes war, von dem man fand, daß es Nova Zembla wäre.

4.

Aufenthalt an der Küste von Nova Zembla. Das Schiff geräth in große Noth.

Die Absicht des Anführers ging nunmehr dahin, das nördliche Ende dieses Landes zu umschiffen, und dann, wo möglich, seine Fahrt wieder gegen Osten zu richten. In dieser Absicht segelte er längs der Küste hinauf. Allein, ohngeachtet es jetzt mitten im Sommer war, so konnte man doch, der vielen Eisschollen wegen, welche das Meer bedeckten, kaum aus der Stelle kommen, und mußte daher öfters anhalten. Dies widerfuhr ihnen unter andern bei einer kleinen Insel, welche an der westlichen Küste dieses Landes liegt und die Kreuzinsel genannt wird. Zwei Kreutze, welche auf dieser Insel stehn, und vermuthlich von Wallfischjägern, welche diese Gegend zu besuchen pflegen, dahin gepflanzt wurden, haben ihr den Nahmen zugezogen.

Als man hier vor Anker lag, stieg Capitain Heemskerk mit einigen Matrosen in die Schaluppe, und fuhr nach der Gegend hin, wo die Kreutze standen.

Sie

Sie setzten sich bei dem einen derselben nieder, um auszuruhen; und da sie nachher auch das andre besehen wollten, wurden sie plötzlich zweier Bären gewahr, die sich unter demselben gelagert hatten. Die Gesellschaft, welche unbewafnet war, erschrack nicht wenig über diesen Anblick. Die Bären traten unterdeß auf die Hinterbeine, um zu sehen, was es gäbe, weil sie weiter riechen, als sehen können. Sobald sie Menschen merkten, liefen sie ihnen entgegen, um sie anzugreifen. Nun standen den Matrosen die Haare vollends zu Berge, und sie liefen was sie laufen konnten, um die Schaluppe zu erreichen. Allein ihr Anführer, welcher beherzter war, und daher auch mehr Gegenwart des Geistes hatte, hielt sie an, und schwur, daß er dem ersten dem besten, welcher laufen würde, seinen Haken in den Leib stoßen wollte. Wenn wir einzeln laufen, sagte er, so wird einer oder der andere von uns ergriffen werden; bleiben wir aber zusammen, und machen ein vereinigtes Geschrei: so werden die Bestien nicht das Herz haben, uns anzugreifen. Man folgte ihm, und es geschahe, wie er gesagt hatte. Sie gelangten glücklich zur Schaluppe. Seht, junge Freunde, wozu es gut ist, das Herz an der rechten Stelle zu haben! Furchtsamkeit stürzt öfterer in Gefahr, als Muth.

Man

Man fuhr fort, immer weiter an der Küste hinauf zu segeln, indem man sich unabläſſig zwiſchen großen Eisfeldern durcharbeiten mußte. So oft ſie nicht weiter kommen konnten, befeſtigten ſie das Schiff an einer Eisbank, und lagen ſo lange daran ſtill, bis etwa der Wind eine neue Oefnung gemacht hatte. Dann ſegelten ſie weiter, bis ſie abermahls aufgehalten wurden. Damit ihr euch aber von der Größe ſolcher Eisbänke einen Begriff machen möget, ſo wiſſet, daß man eine derſelben ausmaaß, und ſie 52 Klafter dick fand, indem ſie 36 Klafter tief im Waſſer ging und 16 Klafter hoch über daſſelbe hervorragte. Und das war bei weitem noch nicht eine der ſtärkſten. Man behauptet, daß ſolche Eisberge zuweilen wol hundert Klafter hoch über dem Meere hervorſtehen. Denkt einmahl, hundert Klafter! Das iſt viel höher, als der höchſte Thurm, den ihr je geſehn habt.

Als das Schiff noch an dieſer Eisbank lag, hörte der Capitain, der des Abends in dickem Nebel auf dem Verdecke ging, auf einmahl neben ſich ein gewaltiges Schnauben, und, da er hinſahe, erblickte er einen Bären, der ſich bemühete an Bord zu kommen. Er rief: Leute her! und augenblicklich rannte alles aufs Verdeck. Das allgemeine Geſchrei, welches beim Anblick des Bären entſtand, jagte dem Unthiere ſo viel Furcht ein, daß es von ſeiner Unternehmung ab-

ließ, und hinter Eishügel schlich. Es dauerte indeß nicht lange, so kam es wieder. Allein da man auf seiner Hut war und vier Mann mit Schießgewehr bereit standen: so empfing es einige Schüsse, wodurch es bewogen ward, die Flucht zu ergreifen. Es verlor sich im Nebel und Schnee, und ward nicht wieder gesehn.

Am 10ten August brach das Eis, und die Schollen fingen an zu gehen. Nur diejenige, an welcher das Schiff vor Anker lag, stand unbeweglich fest, ohngeachtet andere vorbeitreibende Eisbänke mit großer Gewalt daran stießen. Daraus sahe man, daß dieser Klumpen auf dem Grunde des Meeres ruhen mußte. Und nun begreifen meine lieben Leser, wie man erfahren konnte, daß dieser Eisberg 36 Klafter tief unter Wasser stand. Sobald man nemlich wußte, daß er auf dem Grunde des Meeres ruhete, so brauchte man nur das Senkblei auszuwerfen, um die Dicke desselben unter dem Wasser zu erfahren.

Von nun an stand und brach das Eis wechselsweise, und unsere armen halberfrornen Abentheurer mußten sich, so oft das Eis in Bewegung war, durchzuarbeiten suchen, so gut sie konnten. Sie schwebten dabei stündlich in Gefahr, von antreibenden Eisbänken zertrümmert zu werden; und es wurde viel Vorsicht und viel Geschicklichkeit im Manövri-

ren,

ren, das ist, in der Kunst, das Schiff zu wenden und zu lenken, dazu erfordert, dieser oft erneuerten Gefahr glücklich auszuweichen. Sie erhielten dabei von Zeit zu Zeit Zusprüche von Bären, vor denen sie eben so sehr, als vor den gewaltigen Eisschollen, auf ihrer Hut seyn mußten. Es kam einige mahl zu harten Kämpfen; aber die Menschen behielten den Sieg.

Unter unaussprechlich vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich das nördliche Ende des Landes, und fingen an es zu umschiffen. Einige von der Schiffsgesellschaft, die ans Land geschickt waren, und einen spitzigen Berg erstiegen, glaubten zu bemerken, daß das Meer nach Osten hin frei von Eise wäre. Das war eine Freude für die armen Leute, die sie kaum zu ertragen vermogten. Sie eilten, so sehr sie konnten, diese glückliche Entdeckung dem Anführer mitzutheilen; und das Schiff erscholl von Frohlocken über die erfreuliche Nachricht. Gute Männer! mäßiget eure Freude: menschliche Hoffnungen sind oft trüglich; wer weiß, wie bald die eurige wieder dahin schwinden kann!

Sie schwand leider! schon am nächsten Tage. Denn da man anfing, nach der Gegend hinzusteuern, wo das Meer gestern offen zu seyn schien, fand man alles mit Eisbänken so besetzt, daß man gezwungen

war, sich wieder nach der Küste von Nova Zembla zurück zu arbeiten. Der Versuch ward noch einige mahl wiederhohlt; aber immer vergebens. Jetzt gaben sie den Zweck ihrer Reise, eine nordöstliche Durchfahrt nach China zu finden, völlig auf; und ihr höchster Wunsch war nun der, daß es ihnen nur möglich seyn mögte, an der östlichen Küste von Nova Zembla wieder hinab zu segeln, und so das feste Land von Asien zu erreichen. In dieser Absicht fingen sie an, so oft die Eisfelder in Bewegung waren, gegen Süden zu steuern. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als die Eisschollen das Schiff dergestalt drängten, daß man alle Augenblicke einer Zertrümmerung desselben entgegen sah. Bald wurde das Vordertheil, bald das Hintertheil desselben von dem Grundeise in die Höhe getrieben, bald stand es wieder im Gleichgewichte und fest, wie eingemauert.

Am 29ten August, da das Schiff in einer solchen Lage stand, versuchte man, die aufgethürmten Eisschollen mit eisernen Brechstangen und andern Werkzeugen zu trennen und von einander zu brechen: aber wie wäre das bei der entsetzlichen Dicke des Eises möglich gewesen! — Am 30sten fing das Eis wieder an in Bewegung zu gerathen; ein kalter schneidender Wind, mit Schneegestöber untermischt,

warf

warf die losgerissenen Schollen gegen das Schiff; fürchterlich thürmten sie sich an demselben auf; das Schiff krachte, und man erwartete fast in jedem Augenblicke, daß es bersten würde. Weil die Eisschollen unter dem Schiffe sich mehr auf derjenigen Seite häuften, von welcher der Strom herkam, als auf der andern Seite; so neigte sich das Schiff anfänglich sehr, und nun war zu besorgen, daß es umgeworfen werden würde: aber endlich häuften sich die Schollen auch auf der andern Seite an, und das Schiff richtete sich wieder auf und stand auf den Eisbänken, als wenn es mit Winden oder andern Maschinen wäre in die Höhe gewunden worden. Jetzt stießen noch mehr Eisschollen zu denen, die schon am Vordertheile des Schiffes lagen, und hoben dasselbe vier bis fünf Fuß höher, als das Hintertheil; jetzt drängten andere sich an das Hintertheil des Schiffes, wo das Steuerruder ist, und dieses Steuerruder zerbrach in Stücken. Der Wind heulte; das mit Eis überzogene Thauwerk des Schiffes klapperte; das Schiff selbst krachte in allen seinen Fugen; das Eismeer rund umher brüllte unter dem entsetzlichen Kampfe der Eisberge, die sich an einander drängten und sich wechselseitig in die Höhe schoben.

Junger Leser! der du vielleicht bei kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens die Geduld verlierst, wirf

 einen

einen Blick auf diese Scene; stelle dir unsere armen Reisenden vor, wie sie, erstarrt von Kälte, und in banger Erwartung dessen, was da kommen sollte, noch immer beschäftiget sind, jedes mögliche Mittel zur Erhaltung des Schiffs und zu ihrer eigenen Rettung zu versuchen, ohne in unthätige Muthlosigkeit hinzusinken: und schäme dich deiner eigenen Weichlichkeit, und fange an, dich durch geduldige Ertragung kleiner Beschwerlichkeiten stark und männlich zu gewöhnen, damit du dermahleinst den grössern Beschwerden und Gefahren des Lebens, welche auch für dich gewiß nicht ausbleiben werden, Muth und Standhaftigkeit entgegensetzen könnest!

Unsere Seefahrer, welche die gänzliche Zerstörung ihres Schiffes alle Augenblicke erwarten mußten, brachten die Schaluppe und ein Boot aufs Eis, um, wenn jenes zertrümmert werden sollte, wenigstens diese zu retten. In dieser hofnungslosen Lage blieb man bis zum zweiten September, an welchem das Schiff durch den Drang der Eisschollen noch höher gehoben wurde. Es krachte dabei laut, und bekam sogar schon an einigen Orten Oefnungen. Da der nahe Untergang des Schiffes hierdurch immer wahrscheinlicher wurde: so lud man dreizehn Tonnen Zwieback, nebst zwei kleinen Tonnen Wein ins Boot, um sie ans Land zu ziehn. Am 3ten nahm der Drang

des

des Eises zu. Der äusserste Balken am Hintertheile des Schiffes, woran das Steuerruder gesessen hatte, sonderte sich ab; das dicke Ankertau und ein anderes neues Tau, womit man das Schiff an einer Eisbank befestiget hatte, zerrissen, wie Zwirnsfaden: das Schiff selbst widerstand indeß noch immer der Gewalt des Eises, welches in der That zu bewundern war. Am 5ten wurde es ganz auf die Seite geworfen, aber auch hierdurch noch nicht zertrümmert. Weil man indeß nicht hoffen konnte, daß es der Gewalt noch länger widerstehen würde: so fuhr man fort, die unentbehrlichsten Dinge — Pulver, Blei, Feuerzeug, Flinten, Zwieback, Wein — nebst verschiedenen Werkzeugen und einem alten Segel, ans Land zu bringen. Von dem Segel machte man daselbst ein Zelt, um die geborgenen Sachen darunter zu verwahren.

Einige Matrosen, welche zwei Meilen tief ins Land gegangen waren, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß sie daselbst einen Fluß mit süßem Wasser, und an den Ufern desselben eine Menge Treibholz vorgefunden hätten. Unter diesem Nahmen versteht man Bäume, welche Wind und Meer auf der Küste des festen Landes loszureissen und den kalten Ländern im Eismeere, wo kein Holz mehr wächst, zuzuführen pflegen. Abermahls eine wohlthätige Veranstaltung der alles regierenden Vorsehung! Diese

Nachricht machte Hofnung, daß es ihnen möglich seyn würde, den langen schrecklichen Winter in diesem kalten und öden Lande auszuhalten; und es wurde daher beschlossen, eine Hütte daselbst zu bauen, um sich gegen die grimmige Kälte und gegen die Angriffe der wilden Thiere nach Möglichkeit zu verwahren. Von Stund an wurde daran gearbeitet, diesen Plan ins Werk zu richten. Allein die große Kälte, verbunden mit heftigen Winden und Schneegestöber, setzte ihrer Arbeit so viel Hindernisse in den Weg, daß vier volle Wochen verflossen, bevor sie damit zu Stande kamen. Unterdeß ereignete sich noch eins und das andere, welches erzählt zu werden verdient.

Am 15ten z. E. sahe der, welcher auf dem Schiffe Wache hielt, drei Bären herankommen. Er machte Lärm, und das Schiffsvolk bewaffnete sich, um sie zu empfangen. Etwas fern vom Schiffe stand auf dem Eise eine offene Tonne mit eingesalzenem Fleische; dieses roch der eine Bär, watschelte hin, und wollte eben kösten, was für Fleisch es wäre, als ihm vom Schiffe her eine Kugel durch den Kopf flog, wovon er todt zur Erde stürzte. Der zweite Bär stand betroffen still, wunderte sich, betrachtete seinen hingesunkenen Gefährten, beroch ihn, und fand darauf für gut, sich in aller Stille zurück zu ziehn. Sein zweiter Gefährte war unterdeß hinter einen Eishügel

geschli-

geschlichen. Das Ding mußte indeß anfangen ihm in seinem Bärenkopfe zu wurmen: denn gleich darauf war er wieder da, und zwar auf den Hinterfüßen, auf welche sie sich, wenn sie angreifen wollen, gemeiniglich zu stellen pflegen. In dieser kriegerischen Stellung kam er grade auf die Matrosen los, um sie Mores zu lehren. Allein diese waren noch auf ihrer Hut, und ehe der zottigte Ritter es sich versahe, hatte auch er eine Kugel in dem Leibe, welche ihn Mores lehrte. Das nahm er gewaltig übel, wie man aus seinem Brummen schließen mußte: allein er fand doch für gut, sich mit so groben Leuten nicht weiter einzulassen, und trollte ab. Den erlegten Bären weidete man nachher aus, und stellte ihn auf die Füße, um zu sehen, ob Luft und Kälte ihn vielleicht zur Mumie machen würden, damit sie ihn einst, wenn sie das Glück haben würden, aus ihrem jetzigen Elende befreit zu werden, mit nach Holland nehmen könnten.

Die Kälte stieg von Tage zu Tage zu einem so hohen Grade an, daß man unter dem ersten Verdecke des Schiffes, wo die Küche war, sich nicht mehr erwärmen konnte. Man sahe sich daher genöthiget, den Feuerheerd in dem untersten Schifsraume anzulegen. Das hatte aber die Folge, daß das ganze Schiff mit einem so dicken Rauche angefüllt wurde,

daß unser einer geglaubt hatte, darin ersticken zu müssen. Den 23sten starb der Schiffszimmermann, und man begrub ihn in der Spalte eines Berges, weil die Erde zu fest gefroren war, als daß man ein Grab hätte machen können. Das ganze Schiffsvolk bestand jetzt noch aus sechszehn Personen, von denen oft einer oder der andere krank war.

Gegen das Ende des Septembers wurde die Kälte so heftig, daß man die Arbeit an der Hütte von Zeit zu Zeit einstellen mußte, weil den Leuten die Glieder erstarrten, und das Treibholz, wovon sie die Baumaterialien nehmen mußten, unter tiefem Schnee vergraben lag. Um indeß das Werk doch einigermaaßen zu fördern, brach man auf dem Schiffe die brettërnen Wände der Kajüten los, die Seiten der Hütte damit zu bekleiden und ein Dach davon zu machen. Darüber verstrichen abermahls vierzehn Tage, an denen es oft so unglaublich kalt war, daß die härtesten Matrosen nicht so weit gehen konnten, als das Schiff lang war, ohne Gefahr zu laufen, vor Kälte um zu kommen. Das Schiff blieb dabei nach wie vor in seiner hofnungslosen Lage; die Tage wurden immer kürzer, die Nächte immer länger, der klägliche Zustand der armen Leute immer bedaurenswürdiger.

5. Win-

5.

Winteraufenthalt auf Nova Zembla. Eine wunderbare Erscheinung.

Es war am 12ten October, als die Hälfte des Schiffsvolks sich aufmachte, um die nun beinahe fertig gewordene Hütte zu beziehen. Aber noch hatten sie kein Stück Bette darin; noch konnte kein Feuer darin angemacht werden, weil es an einem Rauchfange fehlte. Denke, lieber junger Leser, was die armen Männer dabei auszustehn hatten! Und doch ertrugen sie ihr hartes Schicksal mit Geduld und Standhaftigkeit; fuhren fort an der Hütte zu bessern, und noch mehr Bedürfnisse von dem Schiffe einzuholen, und erleichterten sich hierdurch ihr Elend, so gut sie konnten.

Unter den Lebensmitteln, an deren Erhaltung ihnen so viel gelegen seyn mußte, befanden sich auch verschiedene Tonnen Bier. Allein auch dieses Labsal sollte ihnen nicht zu gute kommen. Denn indem man es nach der Hütte bringen wollte, fror es zu Eisklumpen, so daß die Fässer, selbst solche, die mit eisernen Reifen belegt waren, davon zerplatzten. Das kann uns ohngefähr einen Begriff von der Heftigkeit der Kälte geben, die damahls herrschte.

Man

Man hob indeß die gefrornen Bierklumpen sorgfältig auf, ohngeachtet man gleich beim ersten Versuche fand, daß sie, wenn man sie am Feuer aufthauen ließ, Geschmack und Kraft verlohren hatten.

Den 24sten begaben sich auch die übrigen Schiffsleute, an der Zahl achte, nach der Hütte: doch mußte einer von ihnen auf einem Schlitten gefahren werden, weil er Krankheits halber nicht zu gehen vermogte. Gott begleite dich, du armer kranker Mann, in die Hütte des Jammers, wo du keine von allen den Bequemlichkeiten finden wirst, deren du jetzt so sehr bedarfst, und deren wir andern uns zu erfreuen haben, so oft die Vorsehung uns aufs Siechbette legt! — Man zog auch die Schaluppe mit unbeschreiblicher Mühe nach der Hütte hin, weil auf dieser allein die Hoffnung ihrer künftigen Rettung beruhete, dafern sie den langen fürchterlichen Winter überleben sollten. Denn an die Erhaltung des großen Schiffs, welches zwischen dem Eise steckte, war gar nicht mehr zu denken.

Noch genossen sie täglich einige Stunden lang des erfreulichen und erquickenden Sonnenlichts: allein auch dieses Glück, das einzige, was ihnen jetzt noch Trost verlieh, sollte aufhören. Täglich sank die Sonne tiefer am Himmel; jetzt stand sie nur noch eine Handbreit höher als der Horizont.

Man

Man eilte daher, so sehr man konnte, den Rest der Lebensmittel, der Segel und des Tauwerks nach der Hütte zu fahren. Als in dieser Absicht ein Theil der Mannschaft noch einmahl nach dem Schiffe ging, erblickte der Capitain, welcher sie anführte, drei Bären, die auf die Matrosen los kamen, und erhob ein lautes Geschrei, um sie zu erschrecken. Die Matrosen ließen sogleich die Stricke fahren, womit sie den Schlitten zogen, und suchten sich zu retten, indem sie nach dem Schiffe liefen. Heemskerk hingegen und einer, welcher eben so viel Herz hatte, bewafneten sich, bevor sie das Schiff zu erreichen suchten, mit einem Paar Hellebarden, welche sie auf dem Schlitten fanden. Sie wandten sich hierauf nach der andern Seite des Schiffes, wo die Bären nicht waren, und kamen glücklich an Bord. Die Bären wurden rasend, da sie sahen, daß die Beute ihnen entgangen war, und liefen nun grade auf das Schiff los, um es zu ersteigen. Nun hatte man oben zwar noch Schießgewehr; aber damahls waren die Schlösser an den Flinten noch so unbequem eingerichtet, daß das Anzünden des Pulvers auf der Pfanne nicht durch Hülfe eines Feuersteins, sondern einer brennenden Lunte geschahe. Unglücklicher Weise hatte man nun kein Feuerzeug bei der Hand; und die zwei Hellebarden waren nicht hinreichend, drei Bären damit abzuhalten.

Man

Man schickte also geschwind einen Matrosen in die Schiffsküche, um Feuer anzuschlagen, und einen andern, um Piken zu suchen. Allein in der Eile wollte das Feuer nicht fangen, und die Piken schienen alle sich versteckt zu haben. Unterdeß bestrebten sich die grimmigen Thiere mit größter Gewalt das Schiff zu ersteigen, und sie würden ihre Absicht gewiß erreicht haben, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, ihnen Holz und andere Dinge, die auf dem Verdecke lagen, an den Kopf zu werfen, wodurch sie jedesmahl bewogen wurden, nach der geworfenen Sache zu laufen, wie ein Hund, der zu apportiren gelernt hat. Endlich warf man dem größten unter ihnen eine Hellebarde in die Schnautze, welches ihm so wenig gefiel, daß er augenblicklich abmarschirte. Die beiden kleinern folgten ihm nach; und so konnten die Matrosen sich wieder vor den Schlitten spannen und nach der Hütte zurückkehren.

Einige Tage darauf erlegte man einen weissen Fuchs, den man braten ließ. Man fand, daß er ohngefähr wie ein Kaninchen schmecke.

Am vierten November blieb ihnen endlich die Sonne ganz aus, und nun begann die lange traurige Nacht, deren Ende man kaum zu erleben hoffen konnte. Aber so wie die gütige Vorsehung in jeden Kelch voll Leiden, den sie den Sterblichen reicht, immer

immer einige lindernde Tropfen süßen Trostes zu träufeln pflegt: so hatte sie auch dieses Uebel mit einigen tröstenden Umständen verbunden, die es einigermaßen erträglich machen konnten. Denn erstlich nahmen an eben dem Tage, da die Sonne nicht mehr zum Vorschein kam, auch die Bären Abschied von dieser nächtlichen Gegend, vermuthlich um den Winter in südlichern Ländern zuzubringen. Zweitens trat nunmehr der Mond an die Stelle der Sonne, und lief nun eben so, wie vorher diese, rund am Horizonte herum, ohne unter zu gehen. Drittens war der Himmel fast unablässig von so herrlichen Nordlichtern erleuchtet, daß es davon beinahe so hell, als an einem trüben Tage, war. Das alles tröstete denn unsere armen Freunde, und hielt sie für den Mangel des erfreulichen Tageslichtes einigermaßen schadlos.

Aber nun kostete es Mühe, die Zeit der Nacht von der des Tages zu unterscheiden, besonders wenn ein trüber Himmel die Stelle verbarg, wo der Mond und die Sterne zu sehen waren. Zwar hatten sie eine Wanduhr vom Schiffe mitgenommen; aber diese stand der strengen Kälte wegen still. Zum Glück hatten sie auch eine Sanduhr mitgebracht, welche zwölf Stunden lief, bevor sie umgekehrt werden durfte. Diese dreheten sie daher sehr regelmäßig um, damit sie immer wüßten, in welcher Zeit sie

lebten.

lebten. Zu gleicher Zeit bereiteten sie eine Nachtlampe, die sie, in Ermangelung des Oels, mit geschmolzenem Bärenfette unterhielten.

Am sechsten November stieg die Kälte zu einer so unbeschreiblichen Höhe, daß man gar kein Mittel mehr fand, sich zu erwärmen. Das größte Feuer, welches man in der Hütte unterhielt, war nicht im Stande zu verhindern, daß so gar der spanische Wein, den sie mitgebracht hatten, und der bekanntlich ungemein hitzig ist, zu einem Eisklumpen fror. Das Feuer schien damahls seine Hitze verloren zu haben; auch die nächsten Gegenstände wurden nicht mehr davon erwärmt: denn, wenn man die Füße daran hielt, so fühlte man erst dann ein wenig Wärme, wann die Strümpfe durchgebrannt waren; und auch dieses würde man nicht gemerkt haben, wenn man es nicht gerochen hätte. Still und hoffnunglos lag die Gesellschaft um das Feuer her; einer warf dem andern matte und mitleidsvolle Blicke zu, weil man besorgen mußte, daß die Kälte noch höher steigen, und dann ihrem Leben ein klägliches Ende machen würde.

Am folgenden Tage, an welchem die Kälte nicht im mindesten nachließ, wurde beschlossen, die Steinkohlen von dem Schiffe zu holen, weil diese eine grössere Hitze geben, als Holz, und auch nicht so

bald

bald ausbrennen, als dieses. Dieser Vorsatz ward unter unbeschreiblichen Beschwerden ausgeführt; und auf den Abend machten sie ein so großes Feuer damit an, daß die Hütte wirklich gut erwärmt wurde. Diese Wärme that ihnen so wohl, daß sie dieselbe auf alle Weise zu vermehren und zu unterhalten suchten. Sie verstopften daher, indem sie sich vergnügt zu Bette legen wollten, den Rauchfang, und schwatzten noch eine Zeitlang, lustiger als jemahls, im Bette mit einander. Aber bald verlor sich ihre Lustigkeit, und es wurde ihnen gar wunderlich zu Muthe. Sie empfanden alle Schwindel und Betäubung, und waren unfähig sich zu helfen, weil sie nicht im Stande waren, sich aufzurichten. Zum Glück hatten zwei von ihnen noch so viel Kraft, daß sie nach der Thür und dem Rauchfange hinkriechen konnten, um beide schnell zu eröfnen. Dies geschahe noch zu rechter Zeit; aber derjenige, welcher die Thür aufmachte, wurde ohnmächtig, und fiel mit dem Gesicht in Schnee. Das war aber ein Glück für ihn; denn durch die Kälte des Schnee's, durch die frische Luft und durch etwas Essig, womit man ihn besprengte, ward er wieder zu sich selbst gebracht. Die nun eindringende kalte Luft rettete zugleich allen das Leben.

Ihr merkt wol, meine jungen Leser, was an diesem Unfalle schuld seyn mogte — der eingesperrte

Kohlendampf. Solche Dämpfe haben schon manchen Menschen das Leben gekostet. Noch etwa vor vier Wochen wurden in der Gegend, wo ich wohne, zwei gesunde starke Bauermädchen davon erstickt, welche einen Topf voll Kohlen mit sich in ihre Schlafkammer genommen hatten, um sich die Betten zu wärmen. Am andern Morgen fand man sie beide todt. Seyd durch diese Beispiele gewarnt, ihr jungen Freunde! Hütet euch vor eingesperrten Dämpfen jeder Art, besonders vor Kohlendämpfen. Duldet künftig keine Kohlenbecken in euren Zimmern; und leidet nicht, daß man die Rauchröhre an eurem Windofen zuschiebe, so lange noch eine einzige glühende Kohle übrig ist. Mancher stirbt eines plötzlichen Todes, von dem man glaubt, der Schlag habe ihn gerührt; untersuchte man die Sache genauer, so würde man vielleicht finden, daß er an einer Feuerkieke oder an einem zugemachten Ofen gestorben sey. Laßt euch warnen, ihr Lieben; und duldet dergleichen Misbräuche wenigstens in demjenigen Zimmer nicht, welches ihr das eurige nennen dürft!

Und nun sey es mir, zur Vermeidung einer ermüdenden Weitläuftigkeit, vergönnt, die Geschichte vieler einzelnen Tage, die an Noth und Elend einander völlig gleich waren, zusammenzuziehn, und nur das Merkwürdigste davon zu erzählen. Dahin gehört, daß man eine genaue Eintheilung der Lebensmittel

vornahm; daß man eine Fuchsfalle verfertigte, worin man manchen schönen weissen Fuchs lebendig fing, sich an dem Fleische desselben labte, und von den Fellen Mützen und andere Kleidungsstücke verfertigte; daß der Schiffschirurgus in einer großen Tonne ein Bad veranstaltete, worin sie sich von Zeit zu Zeit baden mußten, welches sowol zur Wiederherstellung der Kranken, als auch zur Erhaltung der Gesundheit für die übrigen diente; daß die Hütte oft ganz verschneit war, so daß man sich wieder herausgraben mußte, um Luft zu bekommen; daß ihnen, sogar in der erwärmten Hütte, die Schuhe an den Füßen so hart wie Horn froren, so daß sie sich derselben nicht mehr bedienen konnten; daß sie daher eine Fußbekleidung von Fellen machten, die sie über drei bis vier Paar Strümpfe anlegten, um die Füße nur einigermaaßen warm zu erhalten; und daß sie, sogar in ihren Betten, sich oft nicht anders zu erwärmen wußten, als daß sie Steine heiß machten, und sich diese einander zureichten.

So ging ihnen das Jahr zu Ende; und das folgende 1597ste Jahr brach unter gleichem Elende an: Die Lebensmittel nahmen merklich ab, und man mußte zu einer abermahligen Verminderung der täglichen Portionen schreiten, ohngeachtet die Eßlust durch die fortdauernde grimmige Kälte täglich wuchs. Dennoch verloren diese unglücklichen Menschen noch

nicht allen Muth; die Gewohnheit milderte ihre Leiden, und die Hofnung einer möglichen Errettung, nach überstandenem Winter, gab ihnen Stärke, sie zu ertragen.

Am fünften Jenner fiel ihnen des Abends ein, daß es das Dreikönigsfest wäre. Sie hatten den Tag mit vielen beschwerlichen Arbeiten hingebracht, indem sie den hohen Schnee aus dem Wege geschaufelt, Holz eingeholt und es gespalten hatten. Sie wünschten daher, nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten, einmahl einer kleinen Erquickung zu genießen; und der Schiffscapitain, der ihnen nach Vermögen dazu behülflich seyn wollte, gab ihnen zwei Pfund Mehl und etwas Oel, um eine Art von Pfannkuchen daraus zu machen. Wie ihnen das schmeckte! Wie froh sie dabei wurden! O ihr, die ihr zehn, zwanzig und mehr ausgesuchte Schüsseln nöthig habt, wenn eure verwöhnten Begierden befriediget werden sollen, seht her auf diesen frohen Schmaus von zwei Pfund Mehl und etwas Oel, und lernt, wie wenig der unverdorbte Mensch bedarf, um satt und froh zu werden, und erschreckt bei dem Gedanken, wie weit ihr euch in eurer ganzen Lebensart von dem simpeln Wege der Natur, der zugleich der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit ist, verirrt habt! Unsere genügsamen Seemänner waren diesen Abend vergnügter, als ihr bei euren köstlich-

sten Gastmahlen zu seyn pflegt; und dazu bedurften sie nur eines Pfannkuchen ohne Butter und Eier! Sie gingen in ihrer guten Laune gar so weit, daß sie, nach damaliger Sitte am Dreikönigsfeste, einen König unter sich wählten. Das Loos, wornach die Wahl entschieden wurde, fiel auf den Constabel, welcher also an diesem Abend König von Nova Zembla, d. i. von einem Lande wurde, welches über 200 Meilen im Umfange hat.

Allmählich fing man an zu merken, daß Tag und Nacht, welche bis dahin in eins geschmolzen zu seyn schienen, sich wieder absonderten und kenntlich machten. Auch wurde man eine Röthe in der Luft gewahr, welche eine Vorläuferin der Sonne zu seyn schien, und ihnen daher ein sehr frohes Schauspiel gewährte. Die Tage waren auch nicht mehr völlig eben so kalt, als vorher: denn wenn man ein gutes Feuer in der Hütte unterhielt, so fielen große Stücke Eis von den Wänden herab, und thaueten auf, wenn sie zwischen Betten zu liegen kamen, welches vorher, auch bei dem größten Feuer, nie geschehen war. Von dieser Zeit an gingen sie täglich aus, und übten sich im Gehen, Laufen und Werfen, um die Glieder wieder gelenksam zu machen.

Am 24sten Jenner, da eben ein heller und schöner Tag war, ging Heemskerk mit zwei Gefähr-

ten nach der Küste hin, um zu sehen, wie es mit dem Eise stünde. Plötzlich entdeckte einer von ihnen ein Stück von der Sonnenscheibe, welches über den Horizont hervorragte; und die Freude, welche die guten Leute bei diesem Anblicke empfanden, läßt sich mit Worten kaum beschreiben. Sie eilten in vollem Laufe zurück, um die frohe Zeitung in der Hütte zu verkündigen. Die Freunde vernahmen sie mit Entzücken; nur Barenz, der sich auf Astronomische Rechnungen verstand, schüttelte den Kopf, und zog die Wahrheit der Beobachtung in Zweifel, weil, seinen Ausrechnungen nach, die Sonne erst nach vierzehn Tagen sichtbar werden konnte. Allein was geschah? Drei Tage nachher, da der Himmel wieder heiter war, stand, zur unaussprechlichen Freude der Gesellschaft, die ganze Sonne rund und schön über dem Gesichtskreise, und schoß ihre lieblichen Strahlen über die noch starre Wintergegend hin. Was das für ein Anblick war! Wie ihnen das Herz dabei für Freuden klopfte!

Barenz war erstaunt; er rechnete noch einmahl, und fand von neuem, daß die Sonne Unrecht habe, schon jetzt hervorzukommen, weil sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur in derjenigen Gegend, in welcher sie sich damahls befanden, erst nach vierzehn Tagen zum erstenmale wieder sichtbar werden mußte.

Er

Er überzeugte seine Gefährten von der Richtigkeit seiner Rechnung, und die ganze Gesellschaft erstaunte nun mit ihm. Ihre Augen bezeugten, daß die Sonne wirklich vor ihnen da stehe, und die astronomische Rechnung zeigte ihnen die Unmöglichkeit der Sache: wem sollten sie nun glauben? Ihrem Verstande, oder ihren Augen?

Abergläubische Leute würden mit der Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung geschwinder fertig geworden seyn. Das ist ein Wunder! würden diese ausgerufen haben. Uns zum Besten hat Gott den Lauf der Natur geändert, und seiner Sonne geboten, ihren Gang zu beschleunigen, um uns früher sichtbar zu werden, als es natürlicher Weise hätte geschehen können. Da seht ihr nun, ihr Ungläubigen, die ihr alles, was in unsern Tagen am Himmel und auf Erden geschieht, aus natürlichen Ursachen erklären wollt, daß Gott auch noch heutiges Tages zum Besten der Gläubigen Wunder verrichtet, und daß es gottlos ist, aus eurer Philosophie, Astronomie und Naturlehre erklären zu wollen, was die Hand Gottes unmittelbar selbst gethan hat! —

Gesetzt nun, ihr, meine guten jungen Freunde, wäret selbst dabei zugegen gewesen, hättet die Sonne mit euren eigenen Augen gesehn, und die Richtigkeit

der Rechnung des ehrlichen Barenz mit eurem eigenen Verstande erkannt: was würdet ihr dazu gesagt haben? Mich deucht, ich sehe es euch an, daß ihr dabei in große Verlegenheit würdet gerathen seyn. Ich will euch ehrlich sagen, was ich dabei gedacht haben würde.

„Ich weiß nicht, würde ich zu mir selbst gesagt haben, ob mein Verstand oder meine Sinne triegen: aber das weiß ich zuverläßig, daß ich keinen Grund habe, zu glauben, daß der große und weise Schöpfer die Ordnung seiner Weltmaschiene um meinetwillen unterbrechen werde. Was bin ich Wurm, oder was sind Hundert andere meiner Mitwürmer auf Erden, wenn wir uns gegen die Unermeßlichkeit des Weltalls und gegen die ungeheuren Zahlen anderer Geschöpfe in andern Weltkörpern halten — was sind wir, um uns einzubilden, daß Gott um einer Handvoll solcher Würmer willen, die schöne Ordnung seiner großen Weltmaschiene stören, und Wunder verrichten werde, die auf nichts Großes, und allgemein Wohlthätiges abzwecken, sondern nur zu Gunsten einiger wenigen Geschöpfe geschehn würden? Wenn ich etwas, was ich nicht zu erklären weiß, für ein Wunder halten soll, so müßte mir zuvörderst irgend eine sehr große und erhabene Absicht einleuchten, welche der Schöpfer dabei haben könnte. Da nun das aber hier nicht

der

der Fall ist: so will ich das Unbegreifliche dieses Vorfalls lieber für eine Folge meiner Unwissenheit, als für eine übernatürliche Wirkung, halten. Was ich nicht zu begreifen vermag, das können mir vielleicht andere Leute erklären, welche gelehrter und einsichtsvoller sind, als ich. Diese will ich gelegentlich darüber zu Rathe ziehn; und bis dahin die ganze Sache unentschieden lassen.„

Vermuthlich dachte Barenz eben so; denn ich finde in seinem Tagebuche nicht, daß er die Sache für ein Wunder gehalten habe. Wol aber zeichnete er sie sorgfältig auf, um dermahleinst, wenn es dem Himmel gefallen sollte, ihn nach Holland zurückzuführen, das Urtheil der Astronomen darüber einzuziehn. Und daran that er sehr vernünftig; denn ohne diese seine Vorsicht wäre die ganze Sache vielleicht unbekannt und also auch ununtersucht geblieben; und wenn einer oder der andere unter uns einmahl einen ähnlichen Vorfall erlebte: so würden wir ihn noch immer nicht zu erklären wissen.

„Also kann man ihn doch jetzt erklären?„ Allerdings, ihr lieben Leser; und wenn ihr wollt, so könnt ihr — im Kleinen, versteht sich — dasselbe Wunder in eurer Stube nachmachen. „O geschwind!„ Nicht zu hitzig, ihr kleinen Leute; sonst mögte das Experiment verunglücken. Nehmt einmahl die Ober-

 schale

schale von einer Theetasse, und legt ein kleines Stück Geld hinein. Stellt euch hierauf so, daß ihr etwa bis mitten in die Schale, aber nicht bis auf den Grund derselben, wo das Geldstück liegt, hinabsehen könnt. Nicht wahr, nun seht ihr von dem Gelde nichts? Aber Geduld! Jetzt gießt jemand das Oberschälchen voll Wasser, ihr aber bleibt auf eurer Stelle stehen: und — o Wunder! auf einmahl seht ihr bis auf den Grund der Tasse, und seht zugleich das Geld, welches ihr vorher nicht sahet. Wie in aller Welt mag das doch zugehn?

Diejenigen unter euch, welche schon etwas von der Naturlehre gelernt haben, wissen den Grund davon; den übrigen kann ich hier nur vorläufig sagen, daß diese wunderbare Erscheinung von der Brechung der Lichtstralen herrühre, wovon sie künftig mehr hören werden, wenn man anfangen wird, auch sie mit der jetzt genannten angenehmen Wissenschaft bekannt zu machen. So oft nemlich die Lichtstralen aus einer dünnen Materie in eine dichtere übergehn, z. E. aus der Luft ins Wasser, so werden sie gebrochen, das heisit, sie nehmen eine andere Richtung an, oder gehen einen andern Gang. Geschieht aber dieses, so zeigen sich die von ihnen erleuchteten Gegenstände an einem andern Orte als demjenigen, wo sie wirklich sind. Hier z. E. sieht man das Stück Geld

in der Mitte der Tasse, ohngeachtet es eigentlich auf dem Boden derselben liegt. Nun braucht man nur zu wissen, daß diejenige Luft, welche unsere Erde zunächst umgiebt, viel dichter ist, als die höhere Himmelsluft: so begreift man leicht, daß die Sonnenstralen, indem sie aus der obern feinen in die untere dickere Luft unserer Atmosphäre übergehn, gleichfals gebrochen werden, und daß wir daher die Sonne bei ihrem Aufgange sowol als auch bei ihrem Untergange immer etwas höher am Himmel sehen müssen, als sie jedesmahl wirklich steht. So oft wir sie daher des Morgens aufgehen sehn; so ist sie das noch nicht selbst, sondern nur ihr Bild, welches wir in dem Dunstkreise erblicken, so wie wir jetzt das Stück Geld in dem Wasser an einem Orte sehen, wo es wirklich auch nicht ist. Eben dieses geschieht auch des Abends beim Untergange der Sonne: denn auch da ist sie wirklich schon unter den Horizont hinabgesunken, wenn wir ihr Bild noch hell und klar am Himmel flimmern sehn.

Begreift ihr nun, woher es kam, daß man die Sonne auf Nova Zembla vierzehn Tage früher wieder sahe, als es nach Barenz astronomischer Ausrechnung hätte geschehen müssen? Der sternkundige Mann hatte Recht, denn er rechnete den wirklichen Standort der Sonne aus; aber die Augen seiner Gefährten

fährten hatten auch Recht, denn sie sahen das Bild der Sonne, welches sich von der wirklichen Sonne nicht unterscheiden läßt. Und wo bleibt nun das Wunderbare in dieser Erscheinung?

Eben so verschwinden alle die Fratzen der Feen- und Gespenstermärchen, so bald man sie mit einer aufgeklärten Vernunft beleuchtet!

6.

Fortgesetzter Aufenthalt auf Nova Zembla. Anstalten zur Abreise.

Keine Rose ohne Stacheln; keine Freude ohne Leid! Das ist ein Sprichwort, welches sich durchs ganze menschliche Leben bestätiget. Auch unsere Freunde auf Nova Zembla mußten jetzt die Wahrheit desselben erfahren: denn zu eben der Zeit, da die wiederkehrende Sonne sie in Entzücken setzte, hatten sie das Unglück, einen ihrer Gefährten, welcher schon eine Zeitlang krank lag, durch den Tod zu verlieren. Sie begruben ihn mit Leidwesen in Schnee.

Auch stellten sich nunmehr die Bären wieder ein, und die Füchse, ihre bisherige Wintergesellschaft, machten ihnen Platz. Einer der erstern, der sie bei ihrer Hütte anfiel, und den sie glücklich erlegten, war

so feist, daß sein Fett, welches sie zur Unterhaltung der Lampen ausschmolzen, über hundert Pfund wog.

Die Kälte hatte nun schon einigemahl merklich nachgelassen, aber sie kehrte eben so oft mit erneuerter Stärke zurück. In der Mitte des Februars war sie grösser und unerträglicher als jemahls. Diese unerwartete Verschlimmerung würde die ganze Gesellschaft muthlos gemacht haben, wenn nicht die Hoffnung, aus ihrem Elende endlich einmahl erlöst zu werden, sie wieder aufgerichtet hätte.

Ihre größte Sorge war immer die, einen hinlänglichen Vorrath von Brennholz anzuschaffen. Die Aufsuchung und Herbeiholung desselben war jedesmahl mit den allergrößten Beschwerden verbunden; denn es mußte nicht nur weit hergehohlt, sondern auch unter Bergen von Schnee hervorgesucht und durch eben so hohen Schnee bis zur Hütte fortgeschleppt werden. Aber was ist für die Kräfte des Menschen zu schwer, wenn er von Muth beseelt und von der Noth getrieben wird!

Einst, da sie nach überstandener Last des Tages schon auf ihrem Lager der Ruhe pflegten, kam ein Bär an ihre Hütte, und kündigte seine Gegenwart und seine Absicht durch ein gräsliches Brummen an. Alle sprangen auf, ergriffen Schießgewehr und drückten auf den Bären ab. Aber unter allen Flinten war keine ein-

zige, welche losgehen wollte, weil das Pulver naß geworden war. Ein trauriger Zufall! Das Ungeheuer stieg unterdeß die Stufen herab, welche in dem Schnee gemacht waren, und kam bis an die Thür, die es erbrechen wollte: allein der Capitain stellte sich an dieselbe, und hielt sie so fest, daß der Bär seine Absicht nicht erreichen konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen marschierte er ab; kam aber bald darauf, als wenn er sich eines bessern besonnen hätte, zurück, stieg auf das Dach der Hütte, und fing so schrecklich an zu brummen, daß allen die Haare zu Berge stunden. Er machte sich an den Rauchfang, und wandte so viel Kraft an, ihn einzureissen, daß man alle Augenblicke erwarten mußte, ihn von oben herab in die Hütte stürzen zu sehn. Urtheilt selbst, junge Leser, wie ihnen dabei zu Muthe seyn mußte! Aber die Vorsehung wachte auch diesmahl über ihr Leben. Der Bär mußte sein Unternehmen aufgeben; doch zerriß er zuvor das Segel, womit die Hütte bedeckt war, und zog sich hierauf, nach einer ausserordentlichen Verwüstung, zum zweitenmahle zurück.

Die strenge Kälte dauerte fort bis zum 15ten April. An diesem Tage besuchten sie das Schiff, und fanden es noch in eben der traurigen Lage, worin sie es verlassen hatten. Das Eis, worin es steckte, war zu einer erstaunlichen Dicke angeschwollen,

len, und stellte die sonderbarsten Figuren dar. Hier erhob sich ein Thurm, dort schien es ganze Straßen voll Häuser gebildet zu haben; hier hatte es eine Bastion, dort einen Wall aufgeworfen. Weiter hin schien das Meer sich allgemach zu öffnen und vom Eise frei zu werden. Dies erweckte bei allen die Hofnung und den Wunsch einer baldigen Abreise: allein Heemskerk hatte beschlossen, erst das Ende des Maimonats abzuwarten, damit man ihm nicht dereinst den Vorwurf machen mögte, daß er die Hofnung, das Schiff gerettet zu sehn, aus ängstlicher Sorgfalt für sein Leben zu früh aufgegeben hätte.

Das Ende des Mai's erschien; allein das Schiff steckte noch immer fest. Das Eis, womit es eingeschlossen war, schien auf dem Grunde zu ruhn: denn es stand unbeweglich still, so oft auch die entfernteren Eisfelder zerbrachen und von dem Winde fortgeführt wurden. Jetzt gab der Capitain Befehl, die Schaluppe und das Boot, welche unter Schnee verschüttet lagen, auszugraben, um sie zu der langen und höchstgefährlichen Reise, die sie darin unternehmen wollten, nach Möglichkeit auszurüsten. Das waren süße Töne in den Ohren der Bootsleute, denen keine Gefahr so groß und fürchterlich schien, als die, ihr ganzes Leben in dieser gräulichen Wintergegend hinbringen zu müssen. Allein ihre Kräfte waren sehr geschwächt,

und es kostete unbeschreibliche Anstrengung, die beiden Fahrzeuge aus dem tiefen Schnee hervorzuziehn. Oft sanken ihnen die Arme; aber die Worte des Anführers: „wenn ihr nicht Bürger von Nova Zembla bleiben und in kurzem euer Grab in diesem Schnee finden wollt: so müßt ihr diese Fahrzeuge, auf denen die ganze Hofnung unserer Befreiung beruhet, in Stand zu setzen suchen,„ tönten, wie ein Donner, in ihre Ohren und gaben ihnen Kraft, selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Indeß verstrich über dem Geschäft der Ausbesserung und Ausrüstung dieser kleinen Schiffe der ganze Maimonat. Oft wurden sie während der Arbeit von Bären angefallen, und mehr als einmahl geriethen sie dabei in die größte Gefahr, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden. Oft wurde die Witterung milder und das Meer fing an vom Eise gereiniget zu werden: oft führte wieder ein einziger Nordwind die grimmigste Kälte zurück, und das Meer ward von neuem weit und breit mit Eisfeldern und Eisbergen bedeckt.

In den ersten Tagen des Junius führte man die Fahrzeuge über das Eis nach dem Schiffe hin, um sie, wenn alles fertig seyn würde, von da weiter bis nach dem Ende des Eises hinzuziehn und sie dann ins Wasser zu lassen. Die folgenden Tage brachte man damit

mit zu, die Hütte zu räumen, und alles, was ihnen auf ihrer gefahrvollen Reise nützlich werden konnte, vorläufig gleichfals nach dem Schiffe zu bringen. Dies war ohngefähr der halbe Weg bis zu dem Orte, wo das Wasser offen war.

Während dieser Arbeit überfiel sie ein heftiger Sturm, mit Schnee, Schlossen und Regen begleitet, den man hier lange nicht erlebt hatte. Das Wetter war so entsetzlich, daß man alles stehen und liegen lassen mußte, um sich in die Hütte zu flüchten. Allein auch hier blieb keine Stelle trocken: denn da sie das bretterne Dach zur Ausbesserung der Fahrzeuge verbraucht, und statt seiner nur ein Segeltuch ausgespannt hatten, so drang der starke Regen durch, und die Hütte stand voll Wasser. Aber auch diese Beschwerlichkeit wurde mit Geduld überstanden, und am folgenden Tage fuhr man fort, alle übrigen Sachen aus der Hütte nach dem Schiffe zu bringen.

Am 11ten Junius stand ihnen ein neues Unglück bevor, und zwar das größte, welches ihnen jetzt begegnen konnte. Alle Lebensmittel, und was sonst zu ihrer Reise unentbehrlich war, waren jetzt an Bord des Schiffes gebracht, und die beiden Fahrzeuge, worin sie abzureisen gedachten, lagen daneben. Auf einmahl erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man nichts anders erwarten konnte, als daß das Eis

zerbrechen und das Schiff mit allem, was darin war, zertrümmern und in den Abgrund senken würde. Und geschahe dies, so war kein Mittel zu ihrer Rettung mehr zu erdenken. — Aber auch dieses Ungewitter zog glücklich vorüber.

Um so viel freudiger schritten sie daher zu der letzten sauren Arbeit, die ihnen noch übrig war, bevor sie die Fahrzeuge nach dem Wasser ziehn und sich einschiffen konnten. Diese bestand darin, daß sie erst einen Weg von dem Schiffe bis zum Wasser bahnen mußten. Das Eis hatte nemlich, wie wir schon wissen, lauter Berge und Thäler gebildet, über welche man die Fahrzeuge unmöglich weg ziehen konnte. Diese mußten also erst geebnet werden; und das war in der That keine leichte Arbeit. Sie gingen indeß mit Aexten und Hacken frisch daran; hatten während der Arbeit noch einen harten Kampf mit einem Bären, den sie besiegten; und kamen endlich auch mit diesem mühseligen Geschäfte glücklich zu Stande.

Heemskerk und Barenz hatten unterdeß eine Nachricht von ihren bisherigen Schicksalen aufgesetzt. Eine Abschrift derselben steckten sie in ein Büchschen, und ließen dasselbe zur Nachricht für diejenigen, welche etwa nach ihnen hierher verschlagen werden sollten, auf dem Schiffe zurück. Sie hatten darin den Ort bezeichnet, wo ihre Hütte stand, und die

Mittel

Mittel beschrieben, durch welche sie sich zehn Monate lang in dieser gräulichen Gegend erhalten hatten. Man sieht hieraus, daß diese Männer die Pflicht der Menschenliebe ehrten, weil sie das Schicksal derer zu erleichtern suchten, welche etwa, wie sie, das Unglück hätten, hier überwintern zu müssen. Aber selbsterlebte Noth macht allemahl mitleidig und geneigt zu jedem Werke der Menschlichkeit; und das ist eben eine von den Ursachen, warum der gute Gott seine Menschen von Zeit zu Zeit mit Trübsalen heimzusuchen pflegt. — Zwei andere Abschriften dieser Nachricht vertheilte man auf die beiden Fahrzeuge, damit, wenn das eine etwa verunglückte und das andere glücklich nach dem festen Lande käme, man der Erzählung der alsdann noch übrigen Mannschaft Glauben beimessen mögte. Er ließ daher, zu desto grösserer Beglaubigung, die ganze Schiffsgesellschaft diese Nachrichten unterschreiben.

Jetzt wurden die Fahrzeuge nach dem Wasser gezogen. Dann fuhr man alles, was zur Ladung bestimmt war, gleichfalls auf Schlitten dahin. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, alle Waaren, die von der Nässe verderben konnten, in Segeltuch zu wickeln, welches man mit Theer getränkt hatte, damit das übersprützende Wasser ihnen nicht so leicht schaden mögte. Die ganze Ladung bestand aus sechs Ballen feiner

Tücher, einer Kiste voll leinen Zeug, zwei Ballen Sammt, zwei kleinen Kisten voll Geld, zwei Tonnen mit Takelwerk und Wäsche des Schiffsvolks, dreizehn Tonnen Zwieback, einer Tonne Käse, einer kleinen Tonne Speck, zwei Tonnen Oel, sechs Tonnen Wein, zwei Tonnen Weinessig und den Kleidern des Schiffsvolks. Diese vielen Sachen hatten nur so eben Raum in den Fahrzeugen.

7.

Abreise von Nova Zembla. Unzählbare Gefahren und Mühseligkeiten.

Es war am vierzehnten Junius 1597 früh um sechs Uhr, als sie sich einschifften und unter Segel gingen. Zwei von ihnen, nemlich Barenz und ein Matrose, mit Nahmen Andriß, waren krank. Von diesen hatte man in jedes Fahrzeug Einen gelegt, damit man für jeden derselben um so vielmehr Sorgfalt haben könnte, wenn das Schiffsvolk beider Fahrzeuge sich darin theilte.

Voll Muth und Freudigkeit traten sie nun eine Reise an, welche, so lange die Welt stand, wol noch nie ihres Gleichen gehabt hatte. Denn sie unternahmen nichts Geringeres, als dieses: in zwei elenden offenen Fahrzeugen eine Fahrt von zweihundert deutschen

Meilen

Meilen unter einem Himmelsstriche, welcher mitten im Sommer unserm Winterhimmel gleicht, und in einem Meere zu machen, welches voller Eisbänke war, die bald fest standen, bald vom Sturmwinde losgerissen und gegen einander geworfen wurden. Und das mit so ausgemergelten Körpern! Mit Kräften, die von überstandenen Mühseligkeiten schon so sehr geschwächt waren! In der That, man muß erstaunen, wenn man sich die Grösse dieser gefahrvollen und unbeschreiblich mühseligen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange denkt!

Der Ort, wo sie überwintert hatten, war, wie wir wissen, auf der östlichen Seite des Landes. Der kürzeste Weg von da nach dem festen Lande wäre der gewesen, an dieser östlichen Küste hinab gegen Süden zu segeln. Allein Heemskerk wählte — ich weiß nicht gewiß warum? vermuthlich aber deswegen, weil er Ursachen hatte zu vermuthen, daß das Meer auf der westlichen Seite von Nova Zembla freier seyn würde, als das auf der östlichen Seite — er wählte also, sage ich, einen unweit längern Weg. Er beschloß nemlich, erst wieder nördlich zu halten, dann um die nördlichste Spitze von Nova Zembla, oder das sogenannte Eiscap zu segeln, und dann erst auf der andern westlichen Seite des Landes hinab gegen Süden zu steuern.

Dem zufolge hielt er also bei ihrer Abreise gegen Norden. Allein sie waren noch nicht gar weit gekommen, als sie schon von Eisbänken dergestalt eingeschlossen wurden, daß sie nicht weiter kommen konnten. Ein trauriger Anfang, den abergläubische Leute nicht ermangelt haben würden, für eine schlimme Vorbedeutung zu halten! Nicht so unsere Freunde, die braven Holländer, welche Männer und keine abergläubische alte Weiberchen waren! Diese legten sich so lange ans Eis vor Anker, bis es wieder in Bewegung gerieth, um ihnen Platz zu machen, und sie nutzten die Zwischenzeit, Schnee am Feuer zu schmelzen, um Trinkwasser zu bekommen. Anstatt also, daß sie sich durch dieses erste Hinderniß von der Ausführung ihres Vorhabens hätten sollen abschrecken lassen, bemüheten sie sich vielmehr, einigen Vortheil daraus zu ziehn; und das war vernünftig von ihnen gehandelt!

Auch sahen sie sich bald darauf im Stande, weiter zu segeln. Der Wind war ihnen günstig, und die Ruderer strengten ihre Kräfte dermaßen an, daß sie schon am dritten Tage die nördlichste Spitze des Landes erreichten. Mit den beiden Kranken wurde es indeß je länger, je schlimmer, ohngeachtet Barenz auf die Frage: wie er sich befände? zur Antwort gab, daß es sich mit ihm bessere, und daß er dem Tode dies-

mahl

mahl noch zu entgehen hoffe. Er fragte: ob man bei dem Eiscap wäre? und da man das bejahete, so wünschte er aufgehoben zu werden, um dies Vorgebirge noch einmahl in Augenschein zu nehmen. Er konnte sich Zeit dazu nehmen, denn die Fahrzeuge geriethen um diese Zeit abermahls zwischen Eis, welches sie still zu liegen zwang.

Am folgenden Tage, da sie zwischen dem Eise hinsegelten, rannten die Eisbänke auf eine so schreckliche Weise gegen die Fahrzeuge, daß dem Schiffsvolke die Haare zu Berge stunden, weil man mit jedem Stoße den Untergang erwarten mußte. Das Eis hatte hier, vermuthlich eines reissenden Meerstroms wegen, einen so starken Schuß, daß man weder ihm geschwind genug auszubeugen, noch es durch Stangen von den Schiffen abzuhalten vermogte, und es ging so dicht, daß man schlechterdings kein Mittel sahe, sich aus demselben heraus zu arbeiten. Auch den Beherztesten entfiel dabei der Muth; sie hielten sich sammt und sonders für verloren, und sie fingen schon an, Abschied von einander zu nehmen. Zwar zeigte sich ihnen noch ein einziges Mittel zur Rettung; aber alle ihre Bemühungen, sich desselben zu bedienen, blieben fruchtlos. Es stand nemlich nicht gar weit von ihnen festes Eis, welches sie aufnehmen und vor den herumschwimmenden Schollen sichern konnte:

aber sie fanden es unmöglich, sich mit den Fahrzeugen bis dahin durch zu arbeiten. Aber seht, meine Kinder, wie ein einziger entschlossener und muthiger Mann oft der Schutzengel vieler andern Menschen werden kann! Van Veer, einer aus der Gesellschaft, der schon bei verschiedenen andern Gelegenheiten sich recht brav gezeigt hatte, beschloß auch diesmahl sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu stürzen, um, wo möglich, das Leben seiner Gefährten zu retten. Mit dem Ende eines Taues in der Hand, sprang er aus dem Fahrzeuge, hüpfte, wie ein Frosch, von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere, und erreichte endlich, wider aller Erwarten, glücklich das feste Eis. Nun zog er das Tau an, und die Fahrzeuge, welche an einander lagen, folgten dem Zuge, und gelangten auf diese Weise gleichfals an das Eis. Viel Glück, braver van Veer, zu der Freude, die du empfinden mußtest, deine Gefährten alle durch dich gerettet zu sehn!

Man sorgte zuerst für die Kranken; trug sie in Tüchern auf das Eis, und legte ihnen Sachen unter, damit sie darauf ruhen könnten. Hierauf luden sie alles übrige aus, und zogen zuletzt die Fahrzeuge selbst aufs Eis, weil diese durch die Schollen so sehr beschädiget worden waren, daß sie einer großen Ausbesserung bedurften. Diese nahmen sie zuerst vor;

dann gingen sie an den Strand, womit das feste Eis, worauf sie sich gerettet hatten, zusammenhing, um Vogeleier für die Kranken zu suchen. Allein sie konnten nur einiger Vögel habhaft werden.

Am folgenden Morgen sahen sie weit und breit das Meer mit Eise bedeckt. Ein sehr niederschlagender Anblick! Schien es doch, als wenn es ihnen blos deswegen geglückt wäre, bis hieher zu kommen, damit ihr Zustand nur noch hülfloser würde, und damit sie unter ihrem Elende desto früher erliegen mögten! Fast beneideten die gesunden Kameraden den kranken Andriß, da sie sahen, daß es sich mit ihm zum Ende neigte, weil sie nicht umhin konnten, ihn glücklich zu preisen, daß er von allen Mühseligkeiten nun bald erlöset werden würde. Barenz, welcher davon reden hörte, versicherte, daß sein Ende auch nicht mehr fern wäre. Allein da er zu eben der Zeit noch mit vieler Aufmerksamkeit eine Karte nachsahe, die van Veer von denjenigen Gegenden dieses Landes, die sie gesehn, verfertiget hatte: so glaubte man nicht, daß er sich wirklich so schlimm befände, und redete von andern Dingen. Barenz legte hierauf die Karte weg, und forderte zu trinken. Aber kaum hatte er getrunken, als er plötzlich sein Haupt neigte, und zum großen Leidwesen der ganzen Gesellschaft verschied. Man verlor in ihm einen braven Gefähr-

ten und einen einsichtsvollen Steuermann, auf dessen Geschicklichkeit ein großer Theil der Hoffnung beruhete, daß ihre gefahrvolle Unternehmung ein glückliches Ende erreichen würde. Der Matrose Andris starb kurz darnach.

Vier traurige Tage lang mußten sie hier im Schnee und Eise liegen bleiben, weil die Eisfelder, welche das Meer bedeckten, fest wie eine Mauer standen. Am fünften Tage, als am 22sten Junius, blies ein Südostwind, und man sahe das Wasser offen. So gleich ward eingepackt; man spannte sich vor die Fahrzeuge, und zog sie auf 50 Schritt weit nach dem Wasser. Aber kaum hatte man sie flott gemacht, als man sie schon wieder über andere Eisbänke, welche ihnen noch im Wege lagen, mit unbeschreiblicher Mühe fortziehen mußte, bis man endlich so glücklich war, an ein freies und schiffbares Wasser zu kommen. Und nun segelte man, wiewol nicht ohne öftere neue Unterbrechungen, weiter.

Am 25sten, da man abermahls an einem Eisfelde still liegen mußte, entstand ein heftiger Sturm. Das Eis, an welchem die Fahrzeuge befestiget waren, zerbrach, und die Stücke wurden aus einander getrieben. Die kleinen Schiffe selbst, die nunmehr los waren, wurden auf das hohe Meer gejagt, indem sie alle Augenblicke in Gefahr waren, bald zwischen treibenden

Eis-

Eisbänken zertrümmert, bald vom Sturmwinde umgeworfen zu werden. Das Schiffsvolk bot alle ihm noch übrige Kräfte auf, um wieder nach der Küste zu gelangen, und da diese Absicht durch bloßes Rudern nicht erreicht werden konnte: so wagte man, das Focksegel, d. i. ein kleineres am Vordermast befestigtes Segeltuch, aufzuziehen. Allein der Fock- oder Vordermast des Boots wurde vom Sturmwinde zerbrochen, und man sahe sich daher gezwungen, das große Segel zu Hülfe zu nehmen, wenn man der Schaluppe folgen und nicht allein ins weite Weltmeer fortgetrieben werden wollte. Kaum hatte man dieses aufgezogen, als der Wind mit solcher Heftigkeit hinein blies, daß das Fahrzeug gewiß würde umgestülpt worden seyn, wenn man das Segel nicht augenblicklich gestrichen, d. h. wieder herabgelassen hätte. Schon hatte das Boot auf allen Seiten Wasser geschöpft, und die Leute in demselben hatten ihren Untergang schon für unvermeidlich gehalten. Aber wohl ihnen, daß sie dem ohngeachtet noch Gegenwart des Geistes genug behielten, um in dem Augenblicke, da sie sich für verloren hielten, noch auf ihre Rettung bedacht zu seyn! Denn noch war die Zeit nicht da, die der Himmel zu ihrer Sterbestunde bestimmt hatte. Plötzlich verwandelte sich der Sturm aus Süden in einen gemäßigten Nordwestwind, der ihre Fahrt nach

dem festen Eise an der Küste begünstigte, wobei sie denn auch endlich glücklich wieder ankamen.

Allein da sie sich hier nach der Schaluppe umsahen, fanden sie dieselbe nirgends. Man hoffte indeß, daß nur der dicke Nebel, welcher die Luft erfüllte, sie vor ihren Augen verberge, und fuhr an dem Eise hin, um sie aufzusuchen. Allein umsonst. Man fing schon an, sie für verloren zu halten, als van Veer, der das Boot commandirte, einige Schüsse that, worauf man die Freude hatte, eine Antwort durch Gegenschüsse zu vernehmen. Durch dieses Mittel, welches schon oft bei ähnlichen Gelegenheiten angewandt worden ist, fand ein Fahrzeug das andere glücklich wieder.

Sie setzten hierauf ihre mühselige Reise fort, und kamen am folgenden Tage bei einem Eisfelde vorbei, welches mit unzähligen Wallrossen bedeckt war. Eine solche Menge von diesen Thieren hatte man noch nie zusammen gesehn. Es würde der Mühe werth gewesen seyn, Jagd darauf zu machen, wenn man in einer Lage, als diejenige war, worin unsere Reisenden sich befanden, zu so etwas Lust haben könnte. Ueberdem, warum sollten sie diese Thiere unnützer Weise tödten, da sie das, warum man sie zu tödten pflegt, ihre Zähne, weder jetzt zu brauchen wußten, noch mitnehmen konnten? Sie begnügten

sich

sich daher unter eine Flucht von Zugvögeln zu schießen, die ihnen in eben dieser Gegend aufstießen, und die ihnen mehr werth waren, als alle Wallroßzähne. Sie hatten das Vergnügen, ein ganzes Dutzend derselben zu erlegen.

Am 28sten, da sie abermahls an festes Eis gekommen waren, und von herumschwimmenden Eisschollen sehr gedrengt wurden, legten sie sich bei jenem vor Anker; luden alles, was in den Fahrzeugen war, aus; zogen hierauf die Fahrzeuge selbst aufs Eis; machten ein Zelt von einem Segeltuche und legten sich zur Ruhe, nachdem sie einen Mann zur Wache ausgestellt hatten. Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu statten; denn um Mitternacht fanden sich drei große weisse Bären ein, welche ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet haben würden, wenn die Wache sie nicht zu rechter Zeit bemerkt, und die schlafenden Gefährten durch ein lautes Geschrei von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtiget hätte. Man tödtete hierauf eins dieser Unthiere, und die beiden andern ergriffen die Flucht. Aber am folgenden Tage kehrten sie zurück. Einer derselben packte den getödteten Bruder mit dem Rachen an und schleppte ihn weit fort auf eine Eisspitze, wo beide über ihn herfielen, und anfingen ihn zu fressen. Man schoß nach ihnen, und sie verließen ihren Fraß. Vier Personen

sonen begaben sich nach dem Orte hin, und fanden zu ihrer Bewunderung, daß sie den sehr großen Körper in so kurzer Zeit um die Hälfte schon verschlungen hatten. Diese vier Männer waren kaum im Stande, die noch übrige Hälfte fortzutragen; und ein einziger Bär hatte den ganzen Körper fortgeschleppt. Dieser Umstand kann uns zum Maaßstabe dienen, um uns von der aüsserordentlichen Stärke dieser Thiere einen Begriff zu machen.

Weil der Wind an diesem und den beiden folgenden Tagen sehr heftig aus Westen blies: so sahen sie sich gezwungen, auf dem Eise liegen zu bleiben. Sie waren diese Zeit über noch verschiedenen andern Anfällen von Bären ausgesetzt; aber durch Wachsamkeit und Muth erhielten sie jedesmahl den Sieg.

Die Nacht vom ersten bis zum zweiten Julius war eine der gefahrvollsten und mühseligsten unter allen, die sie bis jetzt erlebt hatten. Abends gegen neun Uhr stießen die Eisschollen bei einem starken Westwinde mit solcher Heftigkeit gegen das feste Eis, daß derjenige Theil desselben, worauf die Fahrzeuge und das Schiffsvolk waren, sich absonderte und fortschwamm. Das größte Unglück hierbei war zuvörderst, daß alle Ballen und Fässer auf dem Eise lagen, und daß die meisten derselben beim Auseinandergehn

des-

desselben ins Wasser fielen. Aber das war noch nicht alles. Diejenige Seite des losgerissenen großen Eisstücks, auf der die Fahrzeuge standen, war dem Meere zugekehrt, von wannen neue Eisschollen unabläßig herangetrieben wurden, die sich brachen und in jedem Augenblicke die Fahrzeuge zusammt den dabei befindlichen Menschen zu zertrümmern oder zu überschütten droheten. Man mußte daher die Fahrzeuge in möglichster Geschwindigkeit auf die andere Seite der schwimmenden Eisbank, die dem Lande zugekehrt war, fortzuziehen suchen. Allein das Eis brach ihnen dabei mehr als einmahl unter den Füßen. Das Boot, nebst den damit beschäftigten Leuten wurde fortgerissen. Der Mast desselben zerbrach, und das ganze Fahrzeug wurde von dem Drange des Eises so beschädiget, daß es leck ward. Die Leute mußten sich von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere zu retten und das halb zertrümmerte Boot hinter sich herzuziehn suchen.

Zu noch grösserem Unglück lag ein Kranker darin, den die braven Kameraden nicht im Stiche lassen wollten, ohngeachtet jeder mit der Rettung seines eigenen Lebens genug zu thun hatte. Mit sichtbarer Lebensgefahr wagten sie sich zu ihm, luden ihn auf und sprangen mit ihm von einer Scholle auf die andere, bis sie endlich glücklich nach der Schaluppe kamen.

men. Seht da, ihr jungen Freunde, was unverdorbenes Gefühl der Menschlichkeit vermag! Indeß der reiche und selbstsüchtige Wollüstling mit zusammengeschrumpften Herzen sich kaum entschließen kann, dem ausgehungerten Bruder einige Brocken von seinem Ueberflusse zuzuwerfen oder seine Blöße mit einem abgelegten Kleidungsstücke zu decken, setzen arme, von Hunger, Kälte und Elend entkräftete Matrosen ihr Alles — ihr Leben aufs Spiel, um einen kranken Kameraden zu retten, der ihnen nur zur Last war, und von dem zu vermuthen stand, daß ers doch nicht lange mehr machen würde! Das heißt menschlich seyn! Das mußte ein Schauspiel abgeben, bei dem selbst Engel hätten Freudentränen weinen mögen! Die Vorsehung segnete diese schöne That. Es gelang ihnen, wider aller Erwarten und Hoffen, nicht nur sich selbst und ihren Kranken, sondern auch die Fahrzeuge zu retten und sie wiederum auf festes Eis zu ziehn. Auch von den verlorengegangenen Ballen und Fässern wurde eins und das andere geborgen; der Sturmwind legte sich, und, wie es immer zu gehn pflegt, nach dem Ungewitter folgte Sonnenschein.

8.

Fortgesetzte gefahrvolle Reise an der Küste von Nova Zembla. Beschreibung der Samojeden. Glückliche Ankunft an der Küste von Rußland.

Indeß die Hälfte der Mannschaft mit der Ausbesserung der sehr beschädigten Fahrzeuge beschäftiget war, gingen die übrigen über das Eis nach dem Lande, um Holz und besonders einen Baum zu suchen, der die Stelle des zerbrochenen Masts ersetzen könnte. Sie waren so glücklich, beides zu finden: denn auch hier war Treibholz hergeführt. Sie fanden sogar ordentlich behautes Holz und Keile zum Spalten, woraus sie schließen konnten, daß Menschen hier gewesen waren. Wie groß wurde ihnen das Herz bei dieser Bemerkung; und wie eilten sie mit den Keilen in der Hand, die Gefährten davon zu benachrichtigen! Zwar konnte es ihnen im Grunde wenig helfen, zu wissen, daß vielleicht vor einigen Jahren ein russischer Wallfischfänger in dieser Gegend vor Anker gelegen habe: aber die bloße Vorstellung, an einem Orte zu seyn, wo schon Menschen gewesen waren, machte ihnen Freude. So gewiß ist es, daß Gott die Menschen unter einander durch unsichtbare heilige Bande der Natur verbunden hat, die da machen, daß sie sich nach menschlicher

Gesellschaft sehnen und daß einer dem andern werth ist, auch wenn sie keinen Nutzen von einander haben.

Am fünften Julius starb der kranke Matrose, dessen die übrigen sich so menschenfreundlich angenommen hatten.

Erst am neunten ging das Eis aus einander. Alsobald wurden die Fahrzeuge wieder befrachtet, und man ging von neuem unter Segel. Aber ich besorge, daß ich meinen jungen Lesern Langeweile machen würde, wenn ich fortfahren wollte, jede neue Widerwärtigkeit, mit welcher die armen Leute zu kämpfen hatten, eben so umständlich, als bisher, zu erzählen. Im Grunde waren es immer ohngefähr die nemlichen Auftritte, die nemlichen Mühseligkeiten und Gefahren, die ich nun schon oft genug beschrieben habe. Bald wurden sie von Eisschollen gedrengt; bald mußten sie die Fahrzeuge über große Eisbänke weg ziehn, um sie an einer andern Stelle wieder in offenes Wasser zu lassen; bald hatten sie Streit mit Bären, bald wurden sie von einem Heer von Wallrossen verfolgt, die sie mit ihren langen Zähnen aufzuspießen droheten. Lauter Gefahren, in denen wir sie schon mehr als einmahl gesehn haben. Ich glaube daher, dies alles füglich übergehen zu können; und bitte meine lieben Leser, sich in Gedanken nach der letzten südlichen Spitze von Nova Zembla zu verfügen,

und

und mir zu vergönnen, ihnen da, bis zur Ankunft unserer armen Abentheurer, eins und das andere von einer gewissen sonderbaren Menschenart zu erzählen, die in den Sommermonaten von dem festen Lande herüber zu kommen pflegen, um hier der Jagd obzuliegen. Man nennt sie Samojeden.

Diese ziemlich ausgebreitete Nation bewohnt eine große Strecke von der Küste des Eismeers, sowol in dem europäischen, als vornehmlich in dem asiatischen Rußland. Sie gehört zu derjenigen Menschenart, welche man Polarmenschen zu nennen pflegt, d. i. solche, die in der Gegend des nördlichen Polarkreises und weiter hinauf nach dem Nordpole zu wohnen, wie die Eskimos oben in America, die Grönländer, die Lappen, in dem norwegischen, schwedischen und russischen Lappland, die Samojeden und die Ostiaken oder Baschkiren, welche in dem asiatischen Rußland wohnen.

Die Samojeden, wie die übrigen jetzt genannten Polarmenschen, sind klein von Statur, indem sie nicht viel über vier Fuß zu wachsen pflegen, und dabei gelb und schmutzig von Farbe. Sie haben kurze Beine, dicke Köpfe, eine platte unangenehme Gesichtsbildung, kleine aber länglichte Augen, große Ohren, platte Nasen mit großen Seitenflügeln und weiten Naselöchern, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, unförmlich dicke Bäuche, aber nur magere

Schenkel und dünne Arme. Ihr schwarzes Kopfhaar ist borstig und hängt ihnen, wie Lichter, auf die Schulter herab. Die Männer haben wenig oder fast gar keinen Bart; aber ob er ihnen von Natur fehlt, oder ob sie ihn ausraufen, ist noch nicht ausgemacht.

Hier habt ihr einen Samojeden und eine Samojedin in ihrer Winterkleidung.

Und

Und hier ein Paar andere in Sommertracht.

Ihr seht, daß es schwer ist, Mann und Frau von einander zu unterscheiden, weil sie weder an Gestalt noch an Kleidung sehr verschieden sind, ausser

daß einige Weiber, oder wie andere erzählen, nur die jungen Mädchen ihr Kopfhaar in zwei oder drei Flechten binden, die sie herabhängen lassen. Was ihr unter ihren Füssen seht, sind eine Art hölzerner Schrittschuh, die aber hier viel zu klein vorgestellt sind, weil sie so lang, als der ganze kleine Kerl zu seyn pflegen. Unter diese haben sie ein Stück Rennthierfell befestiget, und zwar so, daß die Haare nach hinten zu gehn. Diese verhüten, daß sie nicht rückwärts gleiten, indem sie Eis- und Schneeberge ersteigen, und die Schrittschuhe selbst dienen ihnen zum geschwinden Fortrutschen. Ihre Kleidungsstücke bestehen im Winter aus Rennthierhäuten, die sie mit den Sehnen eben dieses Thiers zusammen zu nähen wissen. Die Sommerkleidung, in welcher das andre Paar hier abgebildet ist, besteht aus Peguinfellen, *) woran man die Federn gelassen hat. Zum Taschentuche brauchen sie dünne Birkenrinde, die sie zu diesem Behufe bei sich führen.

Beide Geschlechter waschen und baden sich niemahls, sind daher voller Schmutz und riechen unausstehlich. Auch in ihren Hütten, die von Baum-

rinde

*) Der Peguin ist ein Wasservogel, so hoch wie ein Schwan, aber noch einmal so dick, an der Brust mit einem großen Beutel oder Kropf versehn, sehr feist und schwerfällig.

rinde und Fellen gemacht sind, herrscht die größte Unreinlichkeit und ein unausstehlicher Gestank. Das Aas von Ochsen, Hammeln, Pferden und andern Thieren, die sie auf den Straßen finden oder die ihnen gegeben werden, hängt darin umher und wird roh von ihnen verzehrt. Auch pflegen sie das Blut geschlachteter Rennthiere so warm zu trinken, als es aus den Adern kömmt.

Ein Mann kann nach ihren Sitten so viel Weiber nehmen, als er will; selten aber nimmt einer mehr als fünf, und die meisten haben nur zwei. Diese kaufen sie den Vätern für Rennthiere ab, und man versichert, daß eine einzige oft mit hundert und mehr Rennthieren bezahlt werde. Sie können sich nach Belieben wieder von ihnen scheiden; aber das Kaufgeld erhalten sie in diesem Falle nicht wieder.

Ihr Reichthum besteht in Rennthieren. Diesen, nebst der Fischerei im Sommer, und der Jagd im Winter, haben sie ihren Unterhalt zu verdanken. Die Fische essen sie gleichfals roh.

Sie glauben zwar ein höchstes Wesen, und einen mächtigen Teufel; aber sie beten weder jenes noch diesen an. Ausserdem haben sie ihre Hausgötzen, die sie, ich weiß nicht wie, zuweilen zu Rathe ziehn. Auch die Sonne und den Mond halten sie für Unter-

gottheiten. Von der Unsterblichkeit der Sele ist ihnen etwas bekannt; sie halten aber dafür, daß der abgeschiedene Geist aus einem Körper in den andern wandere. Gottesdienstliche Gebräuche sollen sie ganz und gar nicht haben. Alle sind einander gleich, nur daß sie die Alten höher achten, als andere. Sie haben also auch kein Oberhaupt und keine Gesetze; nur daß sie der russischen Regierung jährlich einen Tribut an Pelzwerk entrichten.

Man sieht, daß ihre ganze Lebensart in hohem Grade elend genannt zu werden verdient; und doch — wer sollte es glauben! — preisen sie sich vorzüglich glücklich und verlangen nicht, mit andern und zwar gesitteten Völkern zu tauschen. Das macht, sie haben keine andere Bedürfnisse und keine andere Begierden, als solche, die sie selbst befriedigen können. Junger Deutscher! ahme ihnen hierin nach. Gewöhne dich zu einer simpeln und frugalen Lebensart, damit du wenig bedarfst um vergnügt zu seyn; und schaffe dir nützliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten an, damit du das, was du bedarfst, dir künftig selbst erwerben könnest. Dann wirst auch du in deinem Stande und unter deinem Volke keinen andern zu beneiden jemahls Ursache haben.

Und nun ist es Zeit, daß wir uns wieder nach unsern Freunden, den Holländern, umsehn.

Es war am dritten August, als sie endlich nach unzähligen gefahrvollen Mühseligkeiten das südliche Ende dieses unfreundlichen Landes erreichten; alle äusserst entkräftet, alle vom Scorbut ergriffen, der sie, noch ehe sie das feste Land erreichen konnten, gänzlich aufzureiben drohete. Aber es ist ein eben so wahres, als tröstendes Sprichwort: wenn die Noth am größten ist, so ist Gottes Hülfe am nächsten. Das erfuhren sie auch hier. Denn da sie zum letztenmale ans Land gingen, fanden sie eine Menge Löffelkraut. Es war ihnen bekannt, daß der Genuß desselben, besonders wenn es ungekocht gegessen wird, den Scorbut heile. Sie fielen also darüber her, und fingen an aus vollen Händen davon zu essen. Die Wirkung übertraf alles, was sie je davon gehört hatten; sie war schnell und erstaunlich. Einigen von ihnen waren die Zähne schon so los gewesen, daß sie keinen Zwieback mehr genießen konnten — denn der Scorbut greift vornehmlich das Zahnfleisch an — jetzt konnten sie wieder kauen und essen, was ihnen beliebte, oder besser, was sie hatten. Und das war nicht viel; denn ihre Vorräthe waren größtentheils verzehrt.

Und nun machten sie sich fertig, bei der Straße Waigatz vorbei nach dem festen Lande hinüberzusegeln.

Diese Ueberfahrt ging anfangs gut von statten; je mehr sie sich aber dem Lande näherten, desto mehr

nahm auch das Eis wieder zu, so daß sie einige mahl wieder davon eingeschlossen und zuweilen gezwungen wurden, in die hohe See zu stechen. Indeß erblickten sie am vierten die Küste von Rußland, und am fünften hatten sie dieselbe glücklich erreicht. Man stieg ans Land, um, wo möglich, etwas Lebensmittel aufzutreiben. Aber die Gegend war unbewohnt, und trug nichts, als Gras und etwas wildes Gesträuch.

Einige unter ihnen wünschten, daß man nun die Reise zu Lande fortsetzen mögte: allein von da bis Kola, einer kleinen Stadt am weissen Meere, wo sie hoffen durften, ein holländisches Schiff vorzufinden, war es noch so weit! das Land so wüst! und ihre Kraft so erschöpft! Diese Gründe waren überwiegend; sie beschlossen also, die Reise in ihren Fahrzeugen fortzusetzen.

Aber alle ihre Lebensmittel waren, bis auf etwas Zwieback, welcher verschimmelt war, gänzlich aufgezehrt. Einige von ihnen nahmen daher einen todten Seehund mit, welchen sie auf dem Eise fanden, und der schon ganz in Fäulniß übergegangen war. Als sie ihn aber verzehren wollten, hielten die andern sie davon ab, weil sie wußten, daß eine so unnatürliche Speise ihnen das Leben kosten würde. Man begnügte sich also mit etwas verschimmeltem Zwieback, und segelte weiter.

9.

Fahrt nach dem weissen Meere. Beschreibung der Lappen; glückliche Rückreise nach Amsterdam.

Am 12ten wurden sie durch den Anblick einer russischen Barke erfreut, welche mit vollen Segeln ihnen entgegen kam. Man erreichte dieselbe bald und Heemskerk ging bei ihr an Bord. Er erkundigte sich, wie weit es noch bis Candnoes — einer Insel beim Eingange in das weisse Meer — sey? Allein die Russen verstanden ihn nicht. Da sie indeß aus dem Nahmen Candnoes schlossen, daß der Schiffer wissen wollte, wie er steuern müsse, um dahin zu kommen; so holten sie einen Kompaß, und zeigten ihm die Richtung, die er nehmen müßte. Heemskerk nahm hierauf ein Stück Geld in die eine Hand, und zeigte mit der andern auf eine Tonne Fische, welche in der Barke stand. Dies verstanden die Russen; sie nahmen das Geld, und überließen ihm dafür 200 Stück Fische, nebst einigen kleinen Kuchen. Die halbverhungerten Holländer waren über diesen Einkauf hoch erfreut, und eilten sich zu laden. Der ganze Vorrath wurde in gleiche Theile getheilt und jedem freigestellt, mit dem seinigen hauszuhalten, wie er wollte.

Am 13ten hatten sie das Unglück, daß die beiden Fahrzeuge durch einen großen Sturm von einander getrennt wurden. Dieser hatte sich nicht so bald gelegt, als ein dicker Nebel es ihnen vollends unmöglich machte, sich einander wieder zu finden. Heemskerk war in dem Bote, und hielt dasselbe so nahe als möglich an der Küste; die Schaluppe schien aufs hohe Meer verschlagen zu seyn. Unter traurigen Besorgnissen über das Schicksal der Kammeraden segelten sie vier Tage hinter einander fort, als sie abermahls einer russischen Barke begegneten. Da sie zu derselben kamen, bot die darauf befindliche Mannschaft ihnen von freien Stücken ein Brodt an, welches sie mit Dank annahmen. Die Russen wollten ihnen zu verstehen geben, daß sie ihre Kammeraden, an der Zahl sieben, in der Schaluppe gesehn hätten. Da man sie aber nicht verstund, hoben sie sieben Finger auf und zeigten auf das Boot, um zu erkennen zu geben, daß sie sieben Männern in eben einem solchen offenen Fahrzeuge begegnet wären. Jetzt begriff man sie; und da der Schiffer durch Gebehrdensprache auch die Gegend erforscht hatte, wo die Kammeraden von ihnen waren gesehen worden: so richtete er seinen Lauf dahin, und ließ aus allen Kräften rudern und segeln, um sie wieder einzuholen.

Am 18ten erreichten sie endlich das längst gewünschte Vorgebirge der Insel Candnoes am Eingange des weissen Meers, aber die Schaluppe war leider! nirgends zu sehen gewesen. Jezt stand ihnen noch eine gefährliche Fahrt bevor. Von Candnoes nemlich mußten sie bei starkem Winde und hohen Wellen queer durch das weisse Meer bis an die westliche von Lappländern bewohnte Küste desselben segeln, welches noch eine Reise von 40 Meilen war. Aber für Leute, welche schon so viel und mancherlei Gefahren überstanden hatten, konnte nichts mehr abschreckend seyn. Sie wagten es also, mit ihrem kleinen offenen Boote in dieses gefährliche Meer zu stechen; und nach dreißig Stunden hatten sie dasselbe glücklich durchschnitten.

Sie entdeckten bald einige kleine Häuser an der Küste, und gingen daselbst ans Land. Diese Häuser wurden von dreizehn Russen bewohnt, welche zwei Lappen mit ihren Weibern und einem Kinde bei sich hatten. Die Lebensart dieser Russen war sehr einfach, denn sie nährten sich blos von Fischen, die sie täglich fingen: die armen Lappen hatten noch viel weniger zu beissen. Denn diese mußten sich mit den Ueberbleibseln und Köpfen der Fische begnügen, welche die Russen ihnen zuwarfen, und die sie, wie die Hunde, mit vieler Unterthänigkeit auflasen. Den Holländern

that

that dieser Anblick weh im Herzen. Sie, welche selbst so lange elend gewesen waren, fühlten sich, so oft sie andere leiden sahen, von mitleidiger Theilnehmung durchdrungen. Aber hier mußten sie es beim bloßen Bedauern bewenden lassen, weil es nicht in ihrer Gewalt stand, das Schicksal der armen Lappen zu verbessern.

Weil uns der Faden unserer Geschichte jetzt in eine Gegend geführt hat, wo schon zerstreute Lappen wohnen: so wird es, hoffe ich, meinen wißbegierigen jungen Lesern nicht unangenehm seyn, auch von diesem Volke hier eine kurze Beschreibung zu lesen. Ich sage meinen wißbegierigen; denn, ich muß es nur gestehen, für andere schreibe ich nicht. Sollte also jemand dies Buch in die Hand genommen haben, der nur abentheuerliche Geschichten zu lesen, aber keine nützliche Kenntnisse einzusammeln wünscht: so bitte ich denselben, es je eher je lieber wieder weg zu legen, und sich an den Erzählungen meiner Mutter Gans zu ergötzen, welche den geistreichen jungen Herren und Damen dieser Art eine bessere Unterhaltung gewähren werden.

Die Lappen haben mit den obenbeschriebenen Samojeden manche Aehnlichkeit, sowol in ihrer Bildung, als auch in ihrer Lebensart; doch scheinen sie sich den gesitteten Nationen schon um vieles mehr

zu

zu nähern. Auch sie sind schmutzbräunlich von Farbe, welches theils von ihrer Unreinlichkeit, theils von dem Rauche herrührt, worin sie in ihren Hütten leben. Sie haben kurzes schwarzes Haar, breite Gesichter, eingefallene Backen, spitziges Kinn, großen Mund und triefende Augen, und sind klein von Statur. Was ihre Lebensart betrifft, so wissen sie nichts vom Ackerbau, nichts von Handwerken und Manufacturen, und wollen nichts davon wissen. Denn das einzige Geschäft, wovon wenigstens die meisten unter ihnen sich nähren, ist die Viehzucht; und die einzige Thierart, deren sie warten und welche alle ihre Bedürfnisse befriediget, ist das Rennthier. Dies ist ihr Alles. Ich habe schon oben davon geredet.

Das Hauptgeschäft der Lappen, die Viehzucht, verstattet ihnen nicht, immer in einer und eben derselben Gegend zu wohnen. Sie ziehen daher mit ihren Heerden herum, indem sie im Sommer die nördlichsten, im Winter die südlichsten Gegenden besuchen. Wollten sie dies auch nicht thun, so müßten sie doch, weil ihre Rennthiere sie dazu zwingen würden, die, wenn sie in der einen Gegend aufgezehrt haben, sich von selbst anschicken, in eine andre zu ziehn, und nicht zurückgehalten werden können.

Ihre

Ihre Häuser sind von der Art, daß sie sie leicht mit sich führen können. Sie bestehen nemlich aus Pfälen, die sie in der Runde aufstellen, und zwar so, daß sie nach oben zu sich gegen einander neigen. Diese bedecken sie mit einem schwedischen groben Tuche oder mit Rennthierfellen, oder, in Ermangelung beider, mit Fichtenzweigen. Die inwendige Seite tapeziren sie mit allerhand Kleidungsstücken. In der Mitte einer solchen Hütte ist ihr Heerd, und über demselben eine Oefnung im Dache, welche zum Schornstein und zugleich zum Fenster dient.

In einer solchen Hütte haben zwanzig Menschen Platz, vorausgesetzt, daß sie nicht so viel Raum nöthig haben, als wir andern, die wir gewohnt sind, daß jeder sein besonderes Zimmer für sich habe. Die Stühle, Canape's, Sopha's und Betten der Lappen sind — Fichten- oder Tannenzweige, über welche man Rennthierfelle ausgebreitet hat.

Zur Fortschaffung ihrer Sachen, wenn sie aus einer Gegend in die andre ziehen, bedienen sie sich einer Art von Schlitten, die wie kleine Schiffe gebaut sind. Die davor gespannten Rennthiere laufen viel schneller und anhaltender, als unsere Pferde, bergauf bergab. Vor Zeiten trug man sich mit der Fabel, daß diese Thiere keines Zaums bedürften, sondern daß ihr Herr ihnen nur den Ort, wo er hin wollte, ins Ohr

sagte.

sagte. Jetzt aber weiß man, daß diese, wie manche andre wunderbare Erzählung, die ehemahls für wahr gehalten wurde, eine grobe Erdichtung sey. Der Lappe selbst bedient sich, um geschwinder fortzukommen, eben solcher Schrittschuhe von Holz, dergleichen ihr schon oben an der Abbildung der Samojeden gesehn habt. Diese bestehen in einem, drei bis vier Fuß langen aber schmalen Brette, das wie ein Schiff nach vorn zu krumm gebogen und spitzig ist. Ein solches Brett binden sie unter jeden Fuß, und in jede Hand nehmen sie einen Stab, der sich unten mit einem horizontalliegenden Rade endiget, damit er nicht in den Schnee eindringen möge. Durch Hülfe solcher Schrittschuhe und solcher Stäbe gleiten sie, ohne jemahls einzusinken, über den tiefsten Schnee mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie Bären und Wölfe einholen können. Die Normänner, Finnländer und Samojeden bedienen sich eben dieses wohlersonnenen Hülfsmittels.

Die Schweden und Dänen haben sich zwar bemüht, die Lappen in der christlichen Religion zu unterrichten: aber es herrscht doch gleichwol noch viel Aberglaube und Abgötterei unter ihnen; und wen kann das befremden, der da weiß, daß unter den Christen selbst noch leider! so viel von beiden gefunden wird? Vornemlich bemerkt man, daß alle wilde,

Bayerische Staatsbibliothek München

halbwilde und unerleuchtete Menschen sich viel mit einem oder mehrern bösen Geistern zu schaffen machen, denen sie eben so viel, oft noch mehr Macht und Gewalt zutrauen, als dem guten Gotte selbst. Sie scheuen sich mehr vor jenen als vor diesem, und es ist ihnen wichtiger jene, als diesen zu Freunden zu haben. Daher suchen sie jenen bösen Geistern, oder wie sie in der Sprache der Christen heissen, jenen Teufeln möglichst zu Gefallen zu leben, sie durch allerlei abergläubische Mittel zu versöhnen, und durch allerlei Fratzen ihren Willen zu erforschen und sich ihres Beistandes zu versichern. Das letztere nennt man zaubern oder hexen.

Unter den Lappen, wie unter allen andern dummen Menschen in allen Ländern, hat es von jeher viel Betrüger gegeben, die sich der Dummheit und des Aberglaubens ihrer Landsleute zu Nutze machten, und sich für Zauberer oder Hexenmeister ausgaben, die durch Hülfe böser Geister zukünftige Dinge vorher sagen, und über andere Menschen Gutes und Böses verhengen könnten. Die lappländischen Betrüger dieser Art bedienten sich zu dieser abgeschmackten Gaukelei einer gewissen Trommel; aber die schwedische Regierung, welcher die meisten Lappen unterworfen sind, hat ihnen den Gebrauch derselben bei Lebensstrafe untersagt.

Nur

Nur Schade, daß Aberglauben und Dummheit durch Verbote und Strafen nicht getilgt werden können! Belehrung in früher Jugend ist das einzige sichere Mittel dagegen. Alles, was man durch Strenge auszurichten vermogte, ist, daß die abergläubischen Lappen ihre dummen Alfanzereien jetzt im Verborgenen treiben und um so viel lüsterner darnach sind, weil man sie ihnen verboten hat. Man suche sie gescheuter zu machen, und ihr Glaube an Zauberer, Gespenster und Teufeleien wird, ohne Verbot, von selbst verschwinden.

Seht, meine Kinder — denn warum sollte ich meine jungen Leser, auch wenn sie zum Theil schon Jünglinge und Jungfrauen sind, nicht so nennen, da ich mir bewußt bin, daß ich es eben so gut mit ihnen meine, als wenn ich ihr leiblicher Vater wäre? — seht, sage ich, wozu es gut ist, Reisebeschreibungen zu lesen! Hier lernt ihr zum Beispiel im Vorbeigehn, was ihr künftig von solchen Menschen halten müßt, die euch von abergläubischen Dingen, von Gespenstern, Erscheinungen, Hexereien, Geisterbeschwörungen, Wunderkuren, Schatzgraben, Goldmacherei und andern dergleichen schönen Siebensachen vorschwatzen werden; dieses nemlich, daß solche Leute entweder Betrüger und Schurken oder Pinsel sind, und daß man in beiden Fällen ihnen weder sein Ohr

 noch

noch seinen Beutel leihen müsse. Je finsterer es noch in einem Lande ist, desto mehr hört man von solchen Fratzen; wird es heller darin, werden Vernunft und Wissenschaften angebaut: weg ist der ganze abergläubische Plunder! Wenigstens getraut man sich nun nicht mehr, ihn öffentlich zur Schau auszustellen, und selbst diejenigen, welche noch einfältig genug sind daran zu glauben, schämen sich es zu gestehn, weil sie fühlen, daß sie sich lächerlich dadurch machen würden. Aber wieder zu unsern Lappen!

Einige derselben sind reich. Ausser einigen tausend Rennthieren, die ihren größten Reichthum ausmachen, besitzen diese auch allerlei Kostbarkeiten an Silber z. E. silberne Ringe, Schnallen, Löffel, Becher u. s. w. Auch ist nunmehr der Gebrauch des Geldes bei ihnen eingeführt. Aber bei ihrer unsteten Lebensart pflegen sie diese ihre Kostbarkeiten häufig zu vergraben; und wenn sie denn etwa darüber hinsterben, so werden die vergrabenen Schätze selten wieder gefunden. Diese reichern Lappen ziehen in den gebirgigten Gegenden herum, wo sie die meiste Nahrung für ihre Heerden finden, und werden deswegen Berglappen genannt. Andere, welche keinen solchen Reichthum an Rennthieren besitzen, leben in den Wäldern, und nähren sich meistentheils von Fischen und Vögeln, halten auch wol

Kühe und Schafe; und diese nennt man Waldlappen. Diese letztern sind trefliche Bogenschützen.

Der begüterte Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seiner Hütte und schläft, als daß er sich mit irgend einer Arbeit befassen sollte. Die Armen hingegen legen sich auf hundert kleine Künste, verfertigen Schlitten mit allerlei Figuren aus Horn und Zinn geziert, machen Löffel, Kästchen, Schachteln, Körbe, Bogen und allerhand Werkzeuge. So macht also auch hier, wie überall, der Reichthum faul, die Armuth thätig und geschickt.

Die Weiber der Lappen haben vornehmlich mit Verfertigung der Kleidungsstücke für die ganze Familie zu thun. Zum Kochen werden sie nicht gebraucht; das thun die Männer selbst. Dahingegen müssen jene Felle zubereiten und feinen Drath aus Zinn ziehn, um die Gürtel, die Kleider und die Schlittengeschirre damit zu zieren.

Mit den Heirathen halten es die Lappen grade wie bei uns die Könige und die Fürsten. Nicht die jungen Leute selbst, sondern ihre Eltern beschließen, wann und wen sie heirathen sollen; und sie sehen hierbei nicht darauf, ob die beiden Leute sich zu einander passen und einander lieben können, sondern blos auf das, was jeder mitbringt. Wenn die Eltern sich eine Schwiegertochter ausgesucht haben, so gehen

sie mit ihrem Sohne, er mag wollen oder nicht, nach des Mädchens Eltern, und versorgen sich vorher mit Brandtewein. Dieser wird zuerst präsentirt, und nimmt man ihn an, so ist das ein gutes Zeichen. Jetzt fängt man an zu handeln. Der Vater des jungen Mannes erklärt sich, was er den Eltern der Braut und den nächsten Anverwandten derselben an Geld und Gütern schenken will, und die Eltern der Braut bestimmen von ihrer Seite den Brautschatz, den sie ihrer Tochter mitgeben wollen, und die Verwandten der Braut zeigen gleichfalls die Gegengeschenke an, die man von ihnen zu erwarten habe. Wird dies alles von beiden Seiten genehmiget, so geht die Heirath vor sich; wo nicht, so müssen die Eltern der Braut den Brantewein bezahlen, den man ihnen mitgebracht hat. Zur Hochzeit bringt ein jeder Gast ein von ihm bereitetes Gericht mit. Diese Gerichte werden alle zusammen geschüttet, und von der Masse ißt ein jeder nach Gefallen.

Die Kinder der Lappen werden frühzeitig gegen alles Unangenehme abgehärtet. So lange sie noch jung sind, hängt man sie in einer kleinen Maschiene, die einer Wiege gleicht, unter das Dach der Hütte in den Rauch. An diese Maschiene sind zwei Schnüre gebunden, womit man sie zuweilen hin und her bewegt. Uebrigens giebt man diesen Leuten das Lob, daß sie

sich äusserst angelegen seyn lassen, ihre Kinder zu allen unter ihnen gebräuchlichen Arbeiten anzuhalten. Vermuthlich aber machen die Reichen unter ihnen, so wie unter uns, auch hiervon eine Ausnahme: denn sonst müßte diese ganze Nation schon längst eine der arbeitsamsten geworden seyn. Der allverderbende Reichthum!

Die meisten Lappen stehen unter schwedischer, einige unter dänischer, andere unter russischer Oberherrschaft. Diejenigen, welche unsere Holländer an der westlichen Küste des weissen Meeres fanden, waren russische Lappen, und zwar von denen, welche Armuthshalber den daselbst zerstreut wohnenden Russen Sklavendienste verrichten, um nur ihr Leben zu erhalten.

Genug von ihnen!

Nachdem unsere holländischen Freunde hier ein Gericht frische Fische und eine Mehlsuppe eingenommen hatten, die ihnen herrlich schmeckten, gingen sie etwas weiter ins Land, um Löffelkraut einzusammeln. Die ganze Gegend war wüst und ungebaut; doch erblickten sie von fern zwei Männer auf einer Anhöhe, woraus sie schlossen, daß ausser ihren heutigen Wirthen, den dreizehn Russeu, doch wol noch mehr Menschen da seyn müßten. Bei dieser Bemerkung liessen sie es bewenden, und verfügten sich wieder nach dem Boote.

Die beiden Männer auf der Anhöhe nahmen denselben Weg, und es währte nicht lange, so waren sie gleichfalls bei dem Boote. Aber wer vermag die Freude zu beschreiben, welche sich auf einmahl der ganzen Gesellschaft bemächtigte, da man sahe, daß diese beiden Männer keine andere als — zwei von ihren Freunden aus der Schaluppe wären! Das war ein Frohlocken! ein Händedrücken! ein Glückwünschen! Doch das mögt ihr euch selbst ausmahlen. Ich für mein Theil begnüge mich, nur noch hinzuzufügen, daß die Schaluppe mit den übrigen Gefährten auch nicht lange ausblieb, und daß man diesen frohen Tag des Wiedersehns mit einer festlichen Mahlzeit feierte, die, ohngeachtet sie nur aus Fischen und Brodt bestand, ihnen allen köstlicher schmeckte, als unser einem die ausgesuchtesten Leckerbissen.

Als sie am folgenden Morgen wieder unter Segel gingen, begegneten sie Fischern, wurden aber vom Winde abgehalten, etwas von ihnen zu erhandeln. Diese ehrlichen Leute merkten ihre Verlegenheit, und warfen ihnen unentgeldlich einen Stockfisch zu. Seht, ihr jungen Menschen, so giebt es, Gott sey Dank! unter allen Zonen und in allen Ständen Leute, denen die Pflichten der Menschlichkeit heilig sind, und die sie gern und ohne Eigennutz erfüllen! Solcher Beispiele muß man sich erinnern, so oft man schlechter Menschen

lieb-

lieblose und ungerechte Handlungen sieht, damit man nicht in Versuchung gerathe, um einiger solcher Menschen willen, die ganze Menschheit für böse und lieblos zu halten.

Sie schiften weiter, und trafen gegen Abend andere Fischer an, von denen sie auf Rußisch gefragt wurden: wo ihr Crabbel d. i. ihr Schiff wäre? Man antwortete mit zwei russischen Worten, die man schon gelernt hatte: Crabbel propal — das Schiff ist verloren gegangen! Hierauf erwiederten jene: Cool brabante Crabbel, woraus man schloß, daß sie sagen wollten: zu Kola wären brabantische oder holländische Schiffe; eine Nachricht, die ihnen große Freude machte.

Um so viel mehr suchten sie ihre Fahrt aus allen Kräften zu beschleunigen. Allein ein heftiger Wind, der am folgenden Tage blies, nöthigte sie, ans Land zu gehn. Hier trafen sie eine kleine Familie von Lappen in einer elenden Hütte an, von denen sie die Bestätigung der Nachricht erhielten, daß zu Kola drei holländische Schiffe lägen, von denen zwei eben im Begriff wären, fortzusegeln. Aus Besorgniß, daß sie vielleicht zu spät dahin kommen mögten, bewogen sie einen Lappen, einen der Matrosen zu Lande nach Kola zu führen. Dies geschahe; und am dritten Tage sahe man den Lappen, jedoch ohne seinen Gefährten, zurück kommen. Da man schon voller Un-

ruhe darüber war, zog der Lappe einen Brief an den Capitain Heemskerk hervor, den man begierig eröffnete, und folgenden Inhalt fand:

„Man sey erstaunt, zu hören, daß er und seine Leute, die man schon lange verloren gegeben hätte, noch am Leben wären. Man freue sich über diese unerwartete Nachricht herzlich; und würde eilen, ihnen mit allerhand Erquickungen, so geschwind als möglich, entgegen zu kommen.„

Der Brief war unterschrieben Johann Cornelius Ryp.

Nun überließ man sich zuvörderst der Freude über den angenehmen Inhalt dieses Schreibens; dann warf man die Frage auf, wer dieser Johann Cornelius Ryp wol seyn mögte? Doch wol nicht gar, riefen einige aus, der Steuermann des andern Schiffs, welches mit uns aus Holland segelte, und bei Spitzbergen sich von uns trennte? Unmöglich! sagten andere; wie könnte der noch am Leben seyn, da wir, die wir lange nicht so weit gegen Norden fuhren, als er, dem Tode mit so vieler Mühe entgangen sind! Der Nahme war indeß der nemliche. Glücklicher Weise erinnerte sich Heemskerk, daß er noch einen Brief besitze, den Cornelius ehemahls an ihn geschrieben habe. Der Brief wurde hervorgesucht, beide wurden mit einander verglichen und es zeigte sich — daß beide

von

von einer und eben derselben Hand geschrieben waren. Neue Ursache zu einer Freude, die sie alles überstandene Ungemach vergessen machte! Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da sie den Mann und seine Gefährten wieder von Angesicht zu Angesicht sehen sollten.

Diese mit Sehnsucht erwartete Zeit kam endlich auch heran. Man erblickte von fern einen kleinen Kahn, und als er näher kam, entdeckte man in ihm unter lautem Jauchzen den Steuermann Cornelius mit dem abgesandten Matrosen. Man betrachtete sich von beiden Seiten als Todte, die wieder auferstanden wären; um so viel inniger aber war ihre Freude über dies unerwartete Wiedersehn.

Cornelius hatte eine Tonne rostocker Bier, nebst Wein, Brandtewein, Zwieback, Fleisch, Speck, Lachs, Zucker und andern Erfrischungen mitgebracht, die unsere Freunde nun schon seit langer Zeit nicht mehr gekostet hatten. Man schmausete also einmahl wieder königlich, ging darauf erquickt und neugestärkt wieder unter Segel, und langte zwei Tage darauf glücklich bei Cornelius Schiffe an, welches eine halbe Meile unter Kola auf einem Flusse eben desselben Nahmens vor Anker lag. Und hier gab es nun wieder ein neues Fest, da das beiderseitige Schiffsvolk sich wieder sahe, sich erkannte, und sich wechselsweise seine ausgestandenen Abentheuer erzählte.

Meine

Meine Leser wünschen hier vielleicht zu erfahren, was für Schicksale Cornelius mit seiner Mannschaft unterdeß gehabt habe: allein es thut mir leid, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen kann, weil ich nichts davon aufgezeichnet finde.

Nachdem man sich gegenseitig lange genug gefreut und mit seinen wunderbaren Schicksalen einander unterhalten hatte, ruderte man vollends nach Kola, und erhielt von dem dasigen russischen Statthalter die Erlaubniß, die beiden Fahrzeuge in die dortige Börse zu bringen, wo sie, als ein Denkmal ihrer langen und wunderbaren Reise, stehen bleiben sollten. Nun mag der Zahn der Zeit unterdeß wol stark daran genagt haben: aber die Ueberbleibsel davon sieht man daselbst vermuthlich noch bis auf diesen Tag.

Den 15ten September gingen sie bei Cornelius Ryp an Bord, um die Rückreise nach Holland anzutreten. Man lichtete unmittelbar darauf die Anker; und sie langten, ohne daß sich weiter etwas Merkwürdiges ereignet hätte, den ersten November 1597 zu Amsterdam in eben der Kleidung und mit eben den Mützen von weissen Fuchsfellen an, welche sie auf Nova Zembla getragen hatten. Ihr Anblick erregte Verwunderung und die Erzählung ihrer Schicksale allgemeines Erstaunen.

II.

Merkwürdige Abentheuer vier russischer Matrosen auf Spitzbergen.

Ein Anhang zur vorhergehenden Erzählung.

Wenn die vorstehende Erzählung meinen jungen Lesern Vergnügen gemacht hat: so darf ich hoffen, daß ihnen die Zugabe einer kleinen Geschichte ähnlichen Inhalts gleichfalls nicht unangenehm seyn werde. Hier ist sie!

In der russischen Stadt Mezen, am weissen Meere belegen, rüstete ein Kaufmann im Jahre 1743 ein Schiff aus, um es nach Spizbergen auf den Wallfisch- oder Robbenfang zu senden. Dies Schiff hatte einen so anhaltenden günstigen Wind, daß es schon am achten Tage nach seiner Abfahrt in der Gegend von Spitzbergen ankam. Die Absicht des Schiffers war, unter diesem Lande hinzusegeln und sich dann an die westliche Küste desselben zu legen, wohin auch die Schiffe anderer Nationen in gleicher Absicht sich zu wenden pflegen. Allein plötzlich drehete sich der Wind, und man konnte nicht verhindern, daß das Schiff an die östliche Küste verschlagen wurde.

Diesen Zufall sahe man höchst ungern; denn man wußte nun schon aus wiederholter Erfahrung, daß auf dieser Seite des Landes mehr Eis als auf der andern zu seyn pflegt. Dies bestätigte sich auch gar bald; denn es währte nicht lange, so sahen sie sich

rund

rund umher mit mächtigen Eisbänken umgeben, zwischen denen das Schiff wie eingemauert sitzen blieb.

Meine jungen Leser wissen nun schon aus der vorigen Erzählung, was es mit einem solchen Festsitzen im Eise für eine Bewandniß habe. Ich kann also der Mühe überhoben seyn, eine abermahlige Beschreibung davon zu machen.

Man sahe bald, daß die Lage des Schiffes höchst gefährlich sey, und wenig oder gar keine Hoffnung übrig lasse, daß es gerettet werden könnte. Die Frage war also nur, was die Mannschaft zu thun habe, um, wo möglich, nur ihr Leben davon zu tragen?

Das Land, welches man im Gesicht hatte, war nicht eigentlich die große Insel Spitzbergen selbst, sondern eine an der östlichen Küste derselben liegende kleinere Insel, welche man Ostspitzbergen nennt. Auf der Homannischen Karte von Rußland könnt ihr sie neben dem eigentlichen Spitzbergen deutlich liegen sehn. Es ist von den beiden größern Inseln die kleinere.

Indem man nun die große Frage: was zu thun sey? in Erwägung zog, erinnerte sich der Steuermann: daß vor einigen Jahren gewisse Leute aus der nemlichen Stadt Mezen, woher sie selbst gekommen waren, sich entschlossen hätten, auf dieser Insel zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer

Hütte

Hütte erforderliche Holz mit sich genommen und ihren Entschluß wirklich ausgeführt hätten. Man zweifelte nicht, daß die Hütte noch da stünde, und man beschloß, sie aufzusuchen und in Besitz zu nehmen.

In dieser Absicht rief der Steuermann — Alexey Himkof war sein Nahme — drei Matrosen auf, ihn zu begleiten, indem er selbst ans Land gehen wollte, um diesen Vorsatz auszuführen. Die Nahmen der drei Matrosen waren: Ivan Himkof, Stepan Scharapof und Foedor Weriguin. Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich ihnen diese geringen Leute so namentlich zuzähle: aber nur Geduld! Ich hoffe, es zu erleben, daß man vor diesen jetzt noch unberühmten Nahmen das Haupt entblößen und in diesen simpeln Matrosen Helden ehren wird, die mehr Achtung verdienen, als mancher, welcher Schlachten gewann. Der Kampf mit Widerwärtigkeiten ist nemlich auch ein Kampf; und der Sieg darüber, den man durch Geduld und Standhaftigkeit davon trägt, verdient seinen Lorbeerkranz so gut, oft noch mehr, als ein anderer, der durch Menschenblut erkauft wird. Also weiter!

Bei ihrer Abreise vom Schiffe nahmen sie folgende Sachen mit: eine Flinte, ein Horn mit zwölf Schüssen Pulver und eben so viel Kugeln, eine Axt, einen kleinen Kessel, einen Beutel mit zwanzig Pfund Mehl, ein Feuerzeug, ein Stück Lunte, ein Messer, eine

Blase voll Rauchtaback und — vier hölzerne Tabackspfeifen. Auch dies erzähle ich euch so umständlich nicht umsonst: die Folge wird mich rechtfertigen; wo nicht, so mögt ihr sagen, daß ich euch wie ein altes Mütterchen vorerzählt habe. Aber leset nur erst weiter!

Mit diesen wenigen Sachen bepackt und noch etwa einen Stecken in der Hand, stiegen sie aus dem Schiffe auf das Eis. Der Weg von da bis nach der Küste mogte ohngefähr eine gute halbe deutsche Meile betragen; aber dieser Weg war mißlich. Er ging nemlich über Eisschollen, die noch nicht an einander festgefroren waren, sondern durch die wallenden Meereswogen hin und hergeschaukelt wurden. Da mußten sie also von einer Scholle auf die andere springen und sich jedesmahl wohl in Acht nehmen, daß sie nicht zu kurz sprangen oder abgleiteten, sonst wars um sie gethan. Sie bestanden indeß dieses erste Abentheuer glücklich, und langten, ohne irgend einen Unfall, auf der Insel an.

Ein ödes Land, voll Schnee, Eis, und unfruchtbarer Felsen! Sie wanderten eine Strecke darauf fort, und nicht lange, so ward die gesuchte Hütte glücklich gefunden. Sie stand ohngefähr eine Viertelstunde vom Gestade; und man bemerkte mit Vergnügen, daß die schadhaften Stellen derselben noch einer Ausbesserung fähig waren. Ihre Länge betrug fast

sechs Klafter und ihre Breite und Höhe jede drei. Sie hatte ein kleines Vorgemach, folglich auch zwei Thüren, eine um dieses Vorzimmer, die andere um die eigentliche Stube zu verschließen; eine Einrichtung, welche viel dazu beitragen konnte, die Wärme in dem Zimmer zu erhalten, wenn man eingeheitzt hatte. Hierzu fand man in diesem Zimmer auch noch einen Ofen von Leim, nach russischer Bauart, d. i. eine Art von Backofen ohne Schorstein. Solche Oefen sind in Rußland sehr gebräuchlich, und sie dienen dem Landmanne nicht nur zum Einheitzen, sondern auch zum Kochen, und zugleich — zur Bettstelle, indem ein Theil der Familie auf denselben zu schlafen pflegt. Zum Abzuge des Rauchs hat man kleine Oefnungen in den Wänden des Zimmers angebracht, und diese mit Schiebern versehen, um sie nach Bedürfniß zu öffnen oder zuzuschieben. Diese Löcher vertreten zugleich die Stelle der Fenster; und sie verhindern, daß der Rauch in einer solchen russischen Stube sich nie tiefer herabsenkt, als bis zur Höhe eines sitzenden Menschen.

Unsere vier Russen waren sehr erfreut, diese Hütte gefunden zu haben, und brachten, um sie einzuweihen, die erste Nacht, so gut sie konnten, darin zu. Mit Anbruch des folgenden Tages machten sie sich auf, um die angenehme Nachricht von der gefundenen Hütte nach dem Schiffe zu bringen. Sie kamen an den

Strand; aber wer vermag das Entsetzen dieser armen Leute zu beschreiben, da sie nicht nur das Meer weit und breit offen, sondern auch — das Schiff verschwunden sahn! Ein heftiger Sturm, der die Nacht hindurch geweht hatte, war die Ursache dieser Widerwärtigkeit.

Sie standen eine Zeitlang ganz betäubt, und warfen einer dem andern Blicke voll Bekümmerniß und Schrecken zu. Endlich ermunterten sie sich durch die Hoffnung, daß das Schiff vielleicht nur vom Sturmwinde verschlagen wäre, und wieder zurückkehren würde. — Aber eitle Hoffnung! Es kehrte nie zurück; auch in Rußland hat man nie wieder etwas davon erfahren; es war also ohne Zweifel untergegangen.

Sobald unsere vier Russen zu dieser schrecklichen Gewißheit gekommen waren: so übersahen sie ihren ganzen hülflosen Zustand mit Schaudern. Unter einem so rauhen Clima, auf einer wüsten Insel, mit einer so kleinen Portion Mehl und mit so wenigen Hülfsmitteln zu ihrer Vertheidigung gegen wilde Thiere und zur Erwerbung irgend einer menschlichen Nahrung, fern von aller menschlichen Gesellschaft, und fast ohne Hoffnung einer möglichen Erlösung leben zu sollen — das war eine Vorstellung, welche auch den beherztesten Mann mit Schrecken erfüllen konnte.

Aber unsere Russen waren Männer, die da wußten, daß durch Winseln und Wehklagen nichts ausgerichtet

wird. Sie erholten sich also bald von ihrer anfänglichen Betäubung, und fingen an zu überlegen, was sie zu thun hätten, um bei aller Hülflosigkeit ihres Zustandes ihr Leben so lange zu fristen, als es Gott gefallen würde. Das erste, woran sie in dieser Absicht denken mußten, war die Ausbesserung der schadhaften Hütte. Als Russen, welche gewohnt sind, sich, ohne Hülfe eines Zimmermanns, ihre Wohnungen selbst zu erbauen, konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Schadhafte derselben wiederherzustellen, so bald sie nur die benöthigten Materialien, Holz und Moos zum Ausstopfen der Ritzen, hatten. Aber woher dieses auf einer kahlen, mit Schnee und Felsen bedeckten Insel, auf welcher man nicht einmahl Gesträuch, vielweniger Bäume sah?

Die Vorsehung hatte indeß für beides schon gesorgt. Unter dem Schnee und zwischen den Felsen fanden sie Mooses die Fülle, und an dem Strande erblickten sie hie und da Ruinen gescheiteter Schiffe und — zu ihrer großen Freude auch Treibholz, welches zum Theil aus großen Bäumen mit Wurzeln und Aesten bestand. Ich habe von diesem Treibholze schon in der vorigen Erzählung geredet.

Noch machten sie eine andere Entdeckung, die ihnen nicht weniger Freude verursachte. Sie bemerkten nemlich, daß es sehr viel Rennthiere auf dieser Insel

gab, die hier von Moose lebten. Weil nun der Hunger sich bei ihnen zu regen begonnte: so wandten sie einen der zwölf mitgebrachten Schüsse sogleich dazu an, eins dieser Thiere zu erlegen, welches ihnen auf mehrere Tage Nahrung gewährte. Und nun schritten sie mit gestärktem Muth und Kraft zur Ausbesserung der Hütte, womit sie denn auch in einigen Tagen glücklich zu Stande kamen.

Ihre zweite Sorge war die Herbeischaffung eines nöthigen Vorraths von Brennholz, um sich in ihrer Wohnung gegen die grimmige Kälte zu schützen. Ich enthalte mich billig, euch von dieser Kälte hier abermahls eine Beschreibung zu machen. Ihr habt sie schon in der vorhergehenden Erzählung hinlänglich kennen gelernt.

Auch dieses Geschäft ging gut von statten; und da sie von Zeit zu Zeit wieder ein Rennthier schossen: so waren ihre vornehmsten Bedürfnisse befriediget, und ihr Zustand war für Leute, die sich durch keine weichliche und wollüstige Lebensart verwöhnt hatten, noch ziemlich erträglich. Aber wie lange konnte dieses währen? Pulver und Blei gingen zu Ende, und andere Waffen hatten sie nicht; womit sollten sie nun die Rennthiere erlegen? Noch mehr, wie sollten sie sich gegen die Angriffe der weissen Bären schützen, von denen sie alle Augenblicke angefallen zu werden besorgen

mußten, weil sie Spuren derselben schon häufig in ihrer Nachbarschaft bemerkt hatten?

Jetzt also fing ihre Noth erst eigentlich an; und jetzt galt es, Kopf und Herz zu haben, um in dieser unbeschreiblich großen Verlegenheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern neue Hülfsmittel zur Erhaltung ihres Lebens zu ersinnen. Denkt einmahl nach, ihr jungen Freunde, was wol ihr an der Stelle dieser unglücklichen Männer würdet erfunden haben, um so wol den Hunger, als auch die fürchterlichen Bären von euch abzuhalten? Ich gebe euch drei Tage Zeit dazu; denn länger dürfen unsere Insulaner auch nicht warten, weil ihr letzter Schuß schon verschossen ist, und sie also jetzt von dem letzten Rennthiere zehren.

Ihr denkt vielleicht: sie hatten eine Axt, womit sie sich im Nothfall gegen die Bären wehren konnten? Schon gut; aber diese konnte jedesmahl nur einer von ihnen führen, und wie glücklich hätte dieser hauen müssen, wenn er seinen Bären jedesmahl auf den ersten Hieb hätte erlegen sollen. Gelang ihm aber dieses nicht, so ließ ihm der Bär nicht Zeit, einen zweiten Hieb zu vollführen, und so war er, so waren auch seine unbewaffneten Gefährten verloren. Und wenn nun vollends zwei, drei oder mehr Bären auf einmahl kamen: wie da?

Aber wir wollen das Unmögliche annehmen; wollen einmahl voraussetzen, daß die einzige Axt hinreichend gewesen wäre, sie gegen alle Anfälle der Bären zu sichern: so waren sie nun zwar von dieser Seite geschützt; aber woher nun der nöthige Unterhalt? Wie wollten sie den Rennthieren beikommen, welche nicht, wie die Bären, selbst angreifen, sondern vor dem Angreifenden mit einer solchen Geschwindigkeit fliehen, daß kein Mensch sie einzuholen im Stande ist? — Vielleicht sagt ihr weiter: laß sie Spieße, laß sie Bogen und Pfeile machen, um mit jenen sich gegen die Bären zu vertheidigen, und mit diesen Rennthiere zu schießen! Leicht gesagt; aber auch gethan? Sollten Spieße und Pfeile brauchbar seyn, so mußten sie eine scharfe eiserne Spitze haben: aber unsere armen Insulaner hatten kein anderes Eisen, als ihr einziges Beil, ihr einziges Messer und einen einzigen Stahl zum Feueranschlagen: lauter ganz unentbehrliche Werkzeuge, an denen die Erhaltung ihres Lebens hing; wie durften sie eins oder das andere derselben aufopfern? Und hätten sie auch anderes Eisen gehabt, konnten sie es schmieden, da sie weder Ambos, noch Zange, noch Hammer hatten?

Ihr seht, daß ihre Verlegenheit die größte war, die man nur erdenken kann; und ich gestehe gern, daß auch ich hier an meinem Pulte kein Mittel zur Rettung

dieser armen Leute zu ersinnen weiß. Aber der Mensch ist ein bewundernswürdiges Geschöpf, unerschöpflich an Hülfsquellen, sobald er nur von Bedürfnissen angespornt und von der Noth getrieben wird. Und seht, blos daran liegts, daß wir, die wir hier zwischen unsern vier Wänden von keiner Noth etwas wissen, uns so unfähig fühlen, etwas zu erdenken, was den armen Insulanern Schutz und Unterhalt gewähren konnte. Aber man sollte uns nur in ihre ganze bedrengte Lage versetzen: und ich bin versichert, auch wir würden reich an Anschlägen seyn, und Hülfsmittel ersinnen, die wir jetzt mit aller Anstrengung unsers Geistes nicht zu finden vermögen. Freilich würde dazu auch dieses erfordert, daß die allesregierende Vorsehung unser Nachdenken segnete, und Umstände herbeiführte, die uns zur Erfindung solcher Hülfsmittel behülflich wären. Aber der Mensch thue nur das Seinige, und vertraue Gott: dann darf er zuversichtlich hoffen, daß die göttliche Vorsehung das Uebrige thun werde. Laßt uns diese großen Wahrheiten in dem ferneren Schicksale unserer armen Russen recht augenscheinlich bestätiget sehn.

Ueberzeugt, daß man, auch in dem hofnungslosesten Zustande, die Hände nicht in den Schooß legen und in unthätige Verzweiflung hinsinken müsse, gingen sie an den Strand und suchten — sie wußten

 selbst

selbst nicht eigentlich was. Hier fanden sie unter einigen andern Trümmern ehemals gescheiterter Schiffe, die das Meer wieder ausgeworfen hatte, ein schlechtes Brett; aber an diesem Brette einen großen und dicken eisernen Haken nebst einigen gleichfalls starken Nägeln: ein unbedeutender Fund für uns, die wir so etwas, so bald wir es brauchen, alle Tage haben können, aber für sie ein Schatz, den sie sicher nicht gegen eine Tonne Goldes würden haben vertauschen wollen.

Sie fanden noch eine zweite Kostbarkeit, die wir freilich nicht des Aufhebens werth achten würden, die aber ihnen, welche jetzt blos auf den wirklichen, nicht auf den eingebildeten Werth der Dinge sahn, viel viel schätzbarer als der unschätzbare Brillant in der portugiesischen Krone war. Es war — eine etwas starke und biegsame Tannenwurzel.

Mit diesen großen Schätzen beladen eilten sie nun wieder ihrer Hütte zu. Beim Zurückgehn stießen sie auf einen dicken ziemlich harten und oben platten Stein, den sie gleichfalls mitnahmen. Dieser sollte ihnen zum Ambos dienen. Der gefundene große Haken war an seinem äussersten Ende rund und stark, und weiter unten hatte er ein Loch, vermuthlich um ihn annageln zu können. Man fing damit an, ihn ins Feuer zu legen, um ihn glühend zu machen, und verfertigte unterdeß eine Zange von Rennthiergeweihen,

um

um ihn, wenn er durchgeglüht seyn würde, damit anzufassen. Sobald dieses geschehen war, legte man den glühenden Haken auf den Amboß und trieb in die darin befindliche Oefnung den stärksten Nagel, um diese Oefnung zu erweitern. Man machte ihn abermals glühend, hieb hierauf mit dem Beile das dünnere gekrümte Ende des Hakens ab, trieb nachher in die erweiterte Oefnung des dicken Endes einen Stock, und man hatte — einen Hammer!

Jetzt schmiedeten sie das abgehauene gekrümte Ende des Hakens zu einer graden Spitze, schliffen und schärften dieselbe nachher auf Steinen, befestigten sie mit Riemen von Rennthierhäuten an einem dicken und langen Aste von einem der Bäume, welche das Meer herbeigeführt hatte, und es entstand — eine Lanze. Ein zweites Werkzeug dieser Art wurde aus einem der großen Nägel geschmiedet.

Nunmehr kam es darauf an, zu versuchen, ob diese Waffen auch wol die Probe halten würden? Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ein großer weisser Bär, der unsere Fremdlinge ausgekundschaftet hatte, näherte sich ihrer Hütte; und so bald man seiner gewahr wurde, beschloß man, ihm beherzt entgegen zu gehn. Es geschah. Zwei der Matrosen, welche sich mit den Lanzen bewaffnet hatten, traten auf, rannten ihm mit den Spießen in den weit aufgesperrten

Rachen, und hatten, ohngeachtet das Ungeheuer sein möglichstes that, sich wieder frei zu machen, doch endlich, wiewol mit genauer Noth, das Glück, es zu erlegen. Die Helden wischten sich den Schweiß ab; und man schleppte die Beute nach der Hütte.

Das Fleisch des Bären diente ihnen nun auf eine Zeitlang zur Speise, und sie fanden es so wohlschmeckend, als Rindfleisch, es sey nun, daß es wirklich eine Aehnlichkeit damit hatte, oder daß der Hunger es ihnen würzte. Sein großes zottichtes Fell gewährte ihnen ein Mittel mehr, sich in ihrer Hütte gegen die Kälte zu schützen. Noch fanden sie in den Bestandtheilen seines Körpers etwas, welches ihnen den größten Nutzen zu versprechen schien, und worauf sie daher ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Das waren die Flechsen oder Sehnen des Thiers. Sie fanden nemlich, weil sie jetzt angefangen hatten, mit allem, was ihnen vorkam, allerlei Versuche anzustellen — eine Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann! — sie fanden, sage ich, daß diese Flechsen, wie dicker Zwirn oder Bindfaden, sich in mehrere dünne Fäden zertheilen ließ; eine Entdeckung, die ihnen jetzt die größte Freude und in der Folge eben so großen Nutzen gewährte.

Indem

Indem sie weiter darüber nachdachten, bemerkten sie auf einmahl, daß sie durch Hülfe dieser Flechsen sich ein Werkzeug zur Erlegung der Rennthiere bereiten könnten; und sogleich legte man Hand ans Werk. Es bedurfte nur einer kleinen Nachhülfe mit dem Messer, um der neulich gefundenen Tannenwurzel die Gestalt eines Bogens zu geben; und die Flechsen waren sehr geschickt, die Stelle einer tüchtigen Sehne zu vertreten. Nun fehlte es nur noch an Pfeilen; aber auch mit diesen kam man bald und glücklich zu Stande. Aus vier Nägeln schmiedete man eben so viel Pfeilspitzen, schärfte sie durch Abschleifen und befestigte sie mit Bindfaden von Bärenflechsen an Tannenstäbchen, deren anderes Ende man mit Federn von Wasserhünern und Meerschwalben befiederte. Bogen und Pfeile waren fertig.

Ich wiederhole es, der Mensch ist ein erstaunliches Geschöpf! Er weiß aus allem Vortheil zu ziehn; er weiß sich in alle Lagen und Umstände zu fügen und in allen Verlegenheiten zu helfen, wenn er den schönen, großen, heiligen Schatz, den der Schöpfer in seine Seele gelegt hat — die Vernunft! nur nicht ungebraucht und ungenützet liegen läßt. Seyd stolz darauf, ihr jungen Freunde, daß ihr Menschen seyd; aber ehret auch die hohe menschliche Natur in jedem andern, der euer Bruder, der ein Theilnehmer an

den erhabenen und bewundernswürdigen Fähigkeiten ist, mit welchen der allgemeine Vater der Menschen dieses sein Lieblingsgeschöpf auf Erden ausgerüstet hat!

Wer hätte geglaubt, wenn die Erfahrung es nicht gewiesen hätte, daß ein elender eiserner Haken, einige Nägel und eine Tannenwurzel vier Männer mehrere Jahre lang Schutz gegen zehnmahl stärkere grimmige Thiere und Unterhalt die Fülle verleihen könnten? Und doch geschahe es so. Denn unsere wackern Russen, mit den beiden Spießen bewaffnet, nahmen es jetzt mit jedem Bären auf, und durch Hülfe der von ihnen verfertigten vier Pfeile erlegten sie in der Zeit, die sie auf diesem öden Eilande zubrachten, nicht weniger als — zweyhundert und funfzig Rennthiere, eine große Menge weisser und blauer Füchse ungerechnet. Leser, wird dir das Herz nicht groß bei dem Gedanken, daß diese Matrosen mit dir von einerlei Geschlechte waren? Nicht? Nun so gehe hin, und erkrieche und erschleiche dir eins von jenen schimmernden Unterscheidungszeichen, die, wenn sie nicht durch auszeichnende Verdienste erworben werden, dem Menschenkenner nur ein Merkmal mehr sind, daß der sich damit Blähende nicht verdiene, ein Mensch zu seyn! —

Den dringendsten Bedürfnissen unserer Matrosen war nunmehr glücklich abgeholfen. Sie konnten sich gegen ihre fürchterlichen Feinde, die Bären, wehren, und sie konnten Rennthiere und Füchse erlegen, um ihren Hunger zu stillen. Wasser schöpften sie entweder aus den Quellen, welche hie und da zwischen Felsen hervorsprudelten, oder sie schmolzen, wenn die Kälte alles Wasser in Eis verwandelt hatte, den Schnee und versorgten sich auf diese Weise mit Getränk. Gleichwol fehlte ihnen noch manches, um ihres Daseyns in dieser unfreundlichen Weltgegend nur einigermaßen froh zu werden.

Sie hatten zwar Holz, um ihre Hütte zu erwärmen, aber sie mußten sparsam damit umgehn, weil man nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, ob wohlthätige Stürme sie mit Treibholze jedesmahl von neuem wieder versorgen würden. Sie hatten einen kleinen Kessel; aber da dieser ihr einziges Gefäß war, dessen sie zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers und zum Schneeschmelzen auf keine Weise entbehren konnten: so wäre es zu viel gewagt gewesen, wenn sie diesen auch zum Kochen hätten brauchen wollen. Sie mußten sich daher begnügen, ihr Fleisch nur ein wenig zu rösten, und es dann ohne Brod und Zugemüse zu genießen. Aber wenn man eine solche Kost Tag für Tag, Morgens, Mittags und

Abends genießt, so könnt ihr denken, daß man endlich anfangen müsse, sich nach einer Veränderung zu sehnen. Die strebsamen Männer strengten daher abermals ihren Verstand an, um irgend etwas zu erfinden, welches die Stelle des Brodts für sie vertreten könnte: und auch diesmahl blieb ihr Nachsinnen keineswegs fruchtlos.

Sie fingen damit an, einen Theil ihres vorräthigen Fleisches an die Decke ihrer Hütte in den Rauch zu hängen. War es hinlänglich durchgeräuchert, so hingen sie es an dem auswendigen Dache auf, doch so, daß es von Bären und Füchsen nicht erreicht werden konnte. Hier wurde es nun von der Luft und von dem Winde dergestalt ausgetrocknet, daß sie es zu ihrem frischen Fleische anstatt des Brodtes essen konnten. Diese Methode gewährte einen doppelten Vortheil; sie verhütete den Ekel an ihrer täglichen Fleischspeise und diente zugleich zum Mittel, ihr überflüßiges Fleisch für die Zukunft aufzuheben.

Ein neues Bedürfniß! Die lange traurige Winternacht nahete heran, die, wie wir aus der vorhergehenden Erzählung wissen, in dieser Weltgegend beinahe vier Monate währt. Was sollten sie nun machen, wenn sie keine Lampe hatten? Und wie sollten sie es anfangen, um eine Lampe zu bekommen? Es dürfte vielleicht jemand denken: laß sie nur ihr

Feuer

Feuer unterhalten; dieses wird ihnen Wärme und Licht zugleich gewähren! Wol wahr; aber wie? wenn unglücklicher Weise ihnen das Feuer einmahl ausging, wie sollten sie es wieder anmachen? Ihr Feuerzeug konnte ihnen nur so lange dazu dienen, als sie Lunte hatten, und das bischen, welches sie davon mitgebracht hatten, ging zu Ende. Die Methode der Wilden, sich durch das Reiben zweier Hölzer Feuer zu verschaffen, war ihnen vielleicht nicht bekannt. Aber war sie es auch, so werden doch besondere Handgriffe und eine besondere Uebung dazu erfordert, welche unsere Russen unmöglich haben konnten. Es gehört dazu auch zweierlei Holz, weiches nemlich und hartes: und das, was diese Leute hatten, war nur einerlei, und zwar durchwässertes Tannenholz. Also auch zur Unterhaltung des Feuers und zur Verhütung der Gefahr, es jemals zu verlieren, war eine Lampe ihnen höchst unentbehrlich.

Sie strengten daher noch einmahl ihre ganze Erfindungskraft an, um auch diesem so großen und so dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Glücklicher Weise hatten sie in irgend einer Gegend der Insel eine Stelle bemerkt, welche eine fette Erde oder Thon enthielt. Diese im Vorbeigehn gemachte Beobachtung war ihnen genug; und sie schritten sogleich zum Versuch, ob sich aus diesem Thone nicht ein Gefäß for-

formen ließe, welches ihnen zur Lampe dienen konnte. Sie kneteten den Thon, gaben ihm die Form einer Lampe, und ließen ihn am Feuer trocknen. Sobald dieses geschehen war, versahen sie das Gefäß mit einem Tochte, den sie aus alten Lappen bereiteten, und füllten es, statt des Oels, mit Rennthierfette an. Jetzt wurde die Lampe angezündet; aber kaum fing das darin befindliche Fett an, geschmolzen zu werden, als sie den Kummer hatten, zu sehen, daß es den zu lockern Thon durchdrang und Tropfenweise herabfiel. Das war ein eben so unerwarteter als trauriger Strich durch ihre Rechnung!

Aber sie ließen sich dadurch nicht abschrecken. Sie dachten vielmehr auf Mittel, die Zwischenräume des lockern Thones, welche das Fett durchließen, auszufüllen. In dieser Absicht verfertigten sie ein neues Gefäß, ließen es zuvörderst an der Luft wohl trocknen, machten es darauf im Feuer glühend, und warfen es endlich in gekochtes Mehl, welches sie glücklicher Weise noch nicht verbraucht hatten. Dieses in kochendem Wasser aufgelöste Mehl drang in jeden kleinen Zwischenraum des Thons und verstopfte ihn. Sie ließen hierauf die Lampe trocken werden; und da sie nun abermahls einen Versuch damit anstellten, hatten sie die unbeschreibliche Freude, zu sehn, daß das Mittel geholfen hatte, daß die Lampe fest geworden war und

kein Fett mehr durchließ. Zu noch grösserer Befestigung klebten sie durch Hülfe des Kleisters an die Aussenseite der Lampe ein Stück Leinwand, welches einer von ihnen aus seinem Hemde dazu hergab. Aus Besorgniß aber, daß dieses für ihre ganze jetzige Wohlfahrt so überaus wichtige Gefäß durch irgend einen Zufall zerbrochen werden könnte, verfertigten sie sogleich noch ein Paar andere, um bei einem solchen Vorfalle nicht in Verlegenheit zu gerathen. Den nöthigen Tocht bereiteten sie von ihren Hemden und von altem Takelwerk, welches sie unter den Schiffstrümmern am Strande gefunden hatten.

Bis hieher haben wir an dem Beispiele dieser braven Leute gesehn, was Aufmerksamkeit, Nachdenken und Strebsamkeit vermögen: jetzt werden wir Gelegenheit haben, von ihnen zu lernen, wie wichtig es in manchem vorkommenden Falle für unsere Glückseligkeit sey, auch auf eigene und anderer Erfahrungen geachtet zu haben.

Unsere guten Russen fingen an scorbutisch zu werden. Es ist bekannt, daß diese Krankheit, der die Seefahrer so oft unterworfen sind, um so viel fürchterlicher zu seyn pflegt, je weiter man in den kalten Erdgürtel hinauf gegen die Pole zu reiset. Sie besteht in einer Fäulniß im Geblüt, die sich zuerst und vornemlich dem Zahnfleische mittheilt, dann aber sich durch

den ganzen Körper verbreitet, und den, der damit behaftet ist, in hohem Grade krank und elend macht. Es war vorauszusehn, daß unsere Matrosen in kurzer Zeit von diesem Uebel dergestalt würden angegriffen werden, daß sie sich nicht mehr von der Stelle würden bewegen, geschweige denn ausgehen, Rennthiere schießen, Bären erlegen oder Holz einholen können. Und war es dahin erst mit ihnen gekommen: so war ihr Untergang entschieden; so mußten sie hülflos und elend vor Kälte, Hunger und Durst des jämmerlichsten Todes sterben. Eine entsetzliche Perspective!

Was half ihnen nun die bisherige Anstrengung ihres Verstandes, ihre Aufmerksamkeit auf alles, was ihnen nützlich werden konnte, ihre ausdauernde Geduld, ihr Vertrauen auf Gott, ihr Muth — wenn nicht zu diesen schönen und unentbehrlichen Tugenden noch etwas hinzukam, ohne welches sie in vielen Fällen nicht hinreichen würden, uns aus mancher großen Verlegenheit zu ziehn? Dieses Etwas ist — gesammelte Kenntniß und Erfahrung. Unser eigener Verstand kann nicht alles erfinden, unser bester Fleiß kann nicht alles leisten, und Gottes gütige und weise Vorsehung hilft nicht durch Wunder; sie schafft blos Mittel uns zu helfen, sie führt, wenn wir ihr vertrauen und unser Möglichstes thun, diese Mittel zu rechter Zeit herbei: uns aber gebührt es, darauf zu merken, die Dinge in

der

der Welt nach ihren Eigenschaften und Wirkungen kennen zu lernen, eigene und anderer Erfahrungen darüber aufmerksam zu sammeln; und in dem uns von Gott verliehenen Gedächtnisse zu verwahren, um sie zu rechter Zeit wieder hervorzurufen. Dann segnet der, dem das Streben seiner Menschen nach Vollkommenheit und Glückseligkeit angenehm ist, den Gebrauch solcher Mittel, und — uns wird geholfen.

Zum Glück für die übrigen hatte einer von unsern vier Insulanern sich von Jugend auf gewöhnt, auf eigene und anderer Erfahrungen sorgfältig zu achten, und jede gute Kenntniß, die er in seinem Stande zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, seinem Gedächtniß tief einzuprägen, auch wenn er nicht voraussehen konnte, wozu sie ihm einmahl nützen würde. Dies war der jüngste unter ihnen, Ivan Himkof, des Steuermanns Pathe. Zu seinem und seiner Gefährten großem Glücke fand dieser in seinem Gedächtnisse, unter mehrern nützlichen Kenntnissen, die er eingesammelt hatte, auch einige Mittel gegen den Scharbock oder Scorbut angeschrieben, wovon glaubwürdige Leute ihn versichert hatten, daß man sie heilsam befunden habe. Er rieth also den Kameraden, seinem Beispiele zu folgen, und sich täglich, auch wenn die Witterung noch so rauh, die Kälte noch so grimmig wäre, viel viel Leibesbewegung zu machen: denn, fügte

er hinzu, welcher unter uns dem Triebe zur Ruhe und zum Schlafe nachgiebt, und sich nur einige Tage lang auf die faule Seite legt, der wird nachher, wenn er auch gern wollte, nicht wieder aufstehn und sich rühren können. Dann, sagte er, müssen wir so viel Löffelkraut, als wir unter Schnee und Eise nur immer aufzukratzen vermögen, beizutreiben suchen, und, wohl verstanden! roh verzehren. Denn so soll es, wie ich immer gehört habe, am allerwirksamsten seyn. Doch das räth sich ja von selbst, weil wir es doch nicht kochen könnten, auch wenn wir wollten. Ferner müssen wir, so oft wir ein Rennthier erlegen, uns bequemen, das warme Blut desselben zu trinken; denn so machen es unsere ehemaligen Nachbaren, die Samojeden, und ich habe mir oft sagen lassen, daß sie dies nicht des Wohlgeschmacks wegen, sondern deswegen thun, weil sie aus Erfahrung wissen, daß auch das ein Mittel gegen den Scharbock sey. Endlich habe ich von eben diesen Samojeden gehört, daß sie in derselben Absicht Fische und Fleisch tüchtig durchfrieren lassen, und dann beides roh genießen. Fische bemerke ich nun zwar an unserer Küste nicht, und wenn es deren auch noch so viel gäbe, so könnten wir sie doch nicht fangen, weil wir keine Werkzeuge dazu haben: aber wir haben Gottlob! Fleisch; von diesem wollen wir von Zeit zu Zeit etwas durchfrieren lassen und roh genießen, so

sehr

sehr sich auch unsere an solche Speise nicht gewöhnte Natur dagegen sträuben mag. Bei Arzneimitteln muß man nicht fragen: wie sie schmecken? sondern, wozu sie gut sind? Also frisch, Kameraden, meinem Beispiele gefolgt, und auf! um Löffelkraut zu suchen.

Zwei seiner Gefährten, der Steuermann und der zweite Matrose, folgten seinem Rathe, und befanden sich wohl dabei. Der dritte Matrose, Foedor Weriguin, ein feister und daher auch träger Mann, konnte es unmöglich von sich erhalten, ein Gleiches zu thun. Er blieb so gern auf seinem weichen und warmen Lager in der Hütte liegen, indeß die andern in tiefem Schnee herum wadeten; und das Rennthierblut zusammt dem rohen Fleische war seinem zärtlichen Gaume so sehr zuwider, daß er sich unmöglich entschliessen konnte, Theil daran zu nehmen. Und die Folge davon? war diese: die drei ersten blieben gesund und stark! Ivan Himkof besonders, der sich am meisten übte, erlangte eine solche Fertigkeit im Laufen, daß er es nachher immer mit dem schnellsten Pferde aufnehmen konnte; Foedor Weriguin hingegen, der unterdeß der Ruhe pflegte, wurde von Tage zu Tage vom Scharbock mehr ergriffen; konnte in kurzer Zeit gar nicht mehr ausgehn, konnte sich endlich ganz und gar nicht mehr rühren, nicht einmahl so viel rühren, daß er die Hand hätte zum

Munde bewegen können, so daß seine mitleidigen Kameraden sich genöthiget sahn, ihn wie ein neugebohrnes Kind zu füttern. Und in diesem jämmerlichen Zustande blieb er ganzer sechs Jahre lang, bis endlich der Tod seinem Leiden ein Ende machte.

Das war abermahls ein überaus lehrreicher Zug in unserer Geschichte. Man sieht daraus, wie nöthig es sey, dem Rathe erfahrner Leute zu folgen, und man kann zugleich daraus lernen, wie höchst schädlich Trägheit und Verzärtelung in jeder Lage des Lebens sind. Der Mensch gleicht dem Wasser; so lange dieses fließt, bleibt es frisch; kaum hat es einige Tage still gestanden, so ist es verdorben, in Fäulniß übergegangen. So der Mensch, sobald er sich der trägen Ruhe überläßt. Thätigkeit, Thätigkeit, ihr jungen Freunde, ist das einzige sichere und allgemeine Mittel, uns an Leib und Sele gesund und froh zu erhalten! Faule Gemächlichkeit hingegen stürzt uns unvermeidlich in Krankheit, Unzufriedenheit und Elend. Merkt euch diese goldne Lehre!

Und sollte besonders einer oder der andere unter euch einmahl ein Seemann werden, der wisse — was ich von mehreren alten und erfahrnen Seeleuten gelernt habe — daß es kein besseres Mittel giebt, sich auf diesem Elemente gegen Scorbut und andere Seekrankheiten zu schützen, als in beständiger Thätigkeit

zu bleiben, und der Neigung zur Ruhe und zum Schlafe, die man auf dem Meere stärker als auf dem Lande zu empfinden pflegt, so wenig als möglich nachzugeben. Ich hörte einst von dem Commandeur eines russischen Kriegsschiffes, welches schon seit geraumer Zeit in See war, daß er keinen einzigen Scharbockkranken an Bord hätte, und da ich ihn ersuchte, mir das Mittel zu nennen, welches seine Leute so gesund erhalten hätte; antwortete er: "Vermeidung der trägen Ruhe, Leibesbewegung und Munterkeit des Geistes! Ich sorge dafür, fügte er hinzu, daß meine Leute, so oft sie nicht zu arbeiten haben, auf dem Verdecke tanzen müssen; und ich habe immer gefunden, daß das ein gutes Mittel sey, sie gesund zu erhalten."

Unsere Helden — von nun aber rede ich nur von den drei rüstigen unter ihnen; der vierte war für sich und für die Gesellschaft verloren, sobald er sich der Trägheit ergeben hatte — unsere drei Helden also hatten nun schon manchen sauern Berg glücklich erstiegen; aber noch war ihnen mancher andere zu ersteigen übrig. Ihre Hemden waren theils zu Tocht schon verbraucht, theils mußten sie dazu erspart werden; ihre Schuhe und Strümpfe waren abgetragen, um ihre übrigen Kleidungsstücke sahe es nicht viel besser aus, und die größte Strenge des Winters

war vor der Thür. Sie mußten also nothwendig darauf denken, den Abgang ihrer Kleidungsstücke durch andere zu ersetzen. Und woher nun diese?

Sie hatten freilich Felle von Bären, Rennthieren und Füchsen: aber diese waren ungegärbt. Wie sollten sie es anfangen, um sie geschmeidig und brauchbar zu machen? Und wenn sie hiermit auch zu Stande kamen, wie sollten sie, welche keine Schneider und Schuster waren, noch mehr, welche keine Scheere, keine Nadeln, keinen Pfriem, keinen Zwirn und keinen Pechdrath hatten, wie sollten sie es anfangen, um Kleider, Schuhe oder Stiefel daraus zu machen? Abermahls eine schwere Aufgabe.

Sie fingen damit an, erst auf Mittel zu denken, die Felle zu gärben. In dieser Absicht legten sie einige derselben mehrere Tage lang in Wasser, um sie recht durchweichen und in Fäulniß gerathen zu lassen. Dann versuchten sie, die dadurch losgewordenen Haare auszuziehn und abzuschaben, und dieses gelang. Hierauf rieben sie das kahl gemachte aber noch nasse Leder so lange zwischen ihren Händen, bis es unter dem Reiben trocken wurde. Nun schmierten sie es mit Rennthierfette ein, und rieben es von neuem, wodurch es endlich so weich und geschmeidig wurde, daß es sich bequem verarbeiten ließ. Dies sollte zu Schuhen und Stiefeln dienen.

Aber

Aber nun brauchten sie auch rauches Pelzwerk zu Kleidern, um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen. Die rohen Häute konnten sie hiezu abermahls nicht brauchen; sie mußten also noch eine zweite Art von Gärberei erfinden, wodurch die Häute geschmeidig gemacht würden, ohne ihre Haare zu verlieren. Sie dachten darüber nach, machten einen Versuch, und zu ihrer großen Freude gelang auch dieser. Sie ließen nemlich die hierzu bestimmten Felle nur einen einzigen Tag im Wasser liegen, um sie nur erst durchweichen zu lassen, dann verfuhren sie auf die vorige Weise, nur daß sie die Haare nicht ausrauften. So verschafften sie sich in wenig Tagen gute Materialien zu Schuhen, Stiefeln und Kleidern.

Aber jetzt trat die größte Schwierigkeit hervor. Woher nun Pfriemen und Nehnadeln? Und wann sie diese hatten, woher dann Pechdrath und Zwirn? Die letztere Frage war am leichtesten aufgelöst. Sie wußten ja schon, daß sie die Sehnen der Bären und Rennthiere in dickere und dünnere Fäden nach Belieben spalten und aus einanderreissen konnten: aber die Nadeln, die Nadeln! Da steckte die allergrößte Schwierigkeit, welche in der That unüberwindlich zu seyn schien.

Dennoch ward sie überwunden. Unsere sinnreichen und emsigen Russen schmiedeten zuvörderst

einen

einen Nagel so dünn, daß er einem Drathe glich. Dann machten sie diesen Drath wieder recht glühend, und trieben hierauf ihr Messer, welches sie in dieser Absicht durch Abschleifen scharf zugespitzt hatten, in das eine Ende desselben dergestalt ein, daß es ein länglichtes Nadelöhr machte, wie man etwa an unsern sogenannten Stopfnadeln sieht. Hierauf hieben sie den abermahls glühend gemachten Drath in der Länge einer Stopfnadel ab, und durch Reiben und Schleifen auf Steinen machten sie nach und nach das abgehauene Ende so glatt, rund und spitzig, daß es vollkommen einer gutgearbeiteten Nadel glich. Der einzige Fehler, den die so von ihnen verfertigten Nadeln hatten, war der, daß das Oehr immer etwas scharf blieb, und daher leicht den Faden zerschnitt. Allein diesem Uebel war nun einmahl nicht abzuhelfen.

Jetzt fingen sie an zu schneidern und zu schustern, daß es eine Lust war, es anzusehen. Der eine machte ein Paar Stiefel, der andere Beinkleider, der dritte einen Rock von ganz neuer Erfindung. Jenen dienten die alten Kleidungsstücke zu Mustern; dieser überließ sich seinem Genie, und erfand ein Kleid, welches dem kalten Clima ihrer Insel nicht angemessener hätte seyn können. Er ließ es nemlich nicht, wie unsere Röcke, vorn offen stehn, sondern nähete es fest zu, so daß man es, wie ein Hemde über den Kopf

werfen

werfen mußte, wenn man es anziehen wollte. Er versahe es überdem mit einer Kappe, welche man über den Kopf ziehen und am Halse zubinden konnte, so daß vor dem Gesichte nur eben eine Oefnung zum Sehen blieb. Ihr Messer mußte hierbei die Stelle einer Scheere vertreten. Diesmahl machten sie lauter Kleider von Pelzwerk, weil die Zeit der strengsten Kälte herannahete. Gegen den Sommer verfertigten sie andere von gegärbtem Leder, um sich in ihrem Anzuge nach der jedesmaligen Witterung richten zu können.

So wußten diese braven Männer bei allem Mangel an Werkzeugen und Hülfsmitteln jedem dringenden Bedürfnisse durch Nachdenken, Fleiß und Emsigkeit glücklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nunmehr einigermaßen erträglich scheinen können, wenn nicht die Betrachtung, welche sich ihnen oft in ihrer ganzen Bitterkeit aufdrang, daß einer unter ihnen seine Kameraden überleben und dann einsam und hülflos allein zurückbleiben, und am Ende kümmerlich würde hinsterben müssen, sie von Zeit zu Zeit wieder schwermüthig gemacht hätte. Der arme Steuermann hatte noch eine Ursache mehr zum Kummer. Er hatte bei seiner Abreise aus Rußland eine Frau und drei Kinder zurückgelassen, die ihm stündlich vor den Augen schwebten. So oft er von den mühseligen

Arbeiten des Tages in der Hütte ausruhete, war seine Sele in Rußland, mitten in dem kleinen Cirkel seiner Lieben, und hing mit unaussprechlicher Sehnsucht bald an der treuen Gattin, bald an diesem bald an jenem seiner geliebten Kleinen. O wie oft standen ihm die Augen noch voll Thränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süßem Schlummer geschlossen waren! Aber kaum galt es wieder sich zu rühren und thätig zu seyn, so war er so gut als einer auf dem Platze, verbannte jeden kummervollen Gedanken aus seiner Sele, und arbeitete wieder aus allen Kräften, so munter und guter Dinge, als wenn nicht Weib, nicht Kinder jemahls für ihn in der Welt gewesen wären.

Und seht, Kinder, wenn wir unsere Empfindungen so nach Zeit und Umständen einzuschränken, und, sobald unsere Berufsgeschäfte uns zur Thätigkeit auffordern, sie männlich zu unterdrücken wissen: dann sind sie rechter Art; dann erschlaffen sie nicht, sondern veredeln unsere Sele, und in diesem Falle darf auch der gesetzte Mann sich einer Träne nicht schämen, die irgend ein menschliches Gefühl ihm einmahl in das Auge preßt. Aber wenn wir von irgend einer auch noch so guten und edlen Empfindung uns dergestalt überwältigen lassen, daß wir dadurch unfähig zu unsern Berufsgeschäften werden, und in ächzende oder winselnde Unthätigkeit hinsinken: so mögen wir übri-

gens

gens noch so gute Leute seyn, Männer sind wir nicht! Schwache empfindsame Weiberselen sind wir in Männertracht: und ist es nicht schimpflich, die Uniform des stärkern Geschlechts zu tragen, und sich so zu betragen, als gehörte man zu dem schwächern?

Aber wieder zu unsern Insulanern! Da ihre dringendsten Bedürfnisse nunmehr befriediget sind: so haben wir Zeit, eins und das andere von den Eigenthümlichkeiten der Insel zu hören, worauf sie lebten.

Alles, was ich in der vorhergehenden Geschichte von Spizbergen überhaupt erzählt habe, das gilt auch von dieser kleinern Insel, welche einen Theil davon ausmacht. Ihre Länge beträgt drei und zwanzig deutsche Meilen, und ihre Breite beinahe eben so viel; aber sie wird, wie ganz Spitzbergen, nicht von Menschen, sondern nur von weissen Bären, Rennthieren, weissen und blauen Füchsen bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge und spitziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche Jahr aus Jahr ein mit Schnee und Eis bedeckt sind. Ausser dem heilsamen Löffelkraute, welches hie und da, und dem Moose, welches überall im Ueberflusse vorhanden ist, fanden sie auf der ganzen Insel kein Gewächs. Zwischen den Felsen sprudelt überall Quellwasser hervor und ergießt sich in kleinen Bächen ins Meer; Flüsse von einigem Belange bemerkten sie nicht. Die lange Winternacht

dauert hier beinahe vier Monate; eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der Abwesenheit der Sonne, das heißt in der langen Winternacht, ohngefähr zwei Monate lang, unablässig am Horizonte herum, ohne unterzugehn, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht. Die hellen Nordlichter sind eine große Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie des Sonnenlichts entbehren müssen.

Die Kälte ist hier, wie wir schon wissen, fürchterlich; doch wird sie, wie unsere Matrosen angemerkt haben, in der Mitte des Novembers durch ein anhaltendes Regenwetter unterbrochen, welches bis zu Anfange des Jenners, also ohngefähr sieben Wochen währt. In dieser ganzen Zeit regnet es fast unaufhörlich, und dann ist die Witterung ziemlich gelinde, und ohngefähr so, als wenn bei uns im Winter Regenwetter einfällt. Von Gewittern erfährt man hier selten etwas. Nur ein einziges mahl in sechs Jahren hörten unsere Matrosen einen fernen und dumpfen Donner. Der Schnee häuft sich im Winter zu einer erstaunlichen Höhe an. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß die Hütte, welche drei Klafter hoch war, im Winter gewöhnlicher Weise ganz unter Schnee stand, so, daß sie keinen andern Ausgang hatten, als eine oben an der Decke angebrachte Oefnung.

Noch haben unsere Russen als etwas Sonderbares angemerkt, daß sie, während ihres ganzen Aufenthalts auf dieser Insel, nie einiges Ungeziefer an sich verspürt haben, ohngeachtet es ihnen unmöglich war, Körper und Kleider reinlich zu halten, und ohngeachtet sie sowol vorher, als auch nachher mit kleinen Geschöpfen dieser Art in ziemlicher Vertraulichkeit lebten. Reisende, welche die Linie passirten, wollen eben dieses an sich bemerkt haben; und man versichert, daß Matrosen, welche voller Ungeziefer waren, plötzlich davon befreit wurden, so bald ihr Schiff den Aequator durchschnitten hatte, aber auch wieder davon heimgesucht wurden, so bald sie auf ihrer Rückreise wieder disseits dieses Kreises gekommen waren. Ich lasse die Wahrheit und Allgemeinheit dieser Beobachtung dahingestellt seyn. Wäre sie indeß gegründet, so verdiente es wol eine Untersuchung, woher es komme, daß eine Fahrt über den Aequator hinaus mit der über den nördlichen Polarkreis hin in dieser Betrachtung einerlei Wirkung hervorbringe?

So viel von der Beschaffenheit des Landes, welches unsere Matrosen jetzt bewohnten.

Meine lieben jungen Leser muthen mir nun wahrscheinlicher Weise wol nicht zu, daß ich ihnen über das armselige und höchst einförmige Leben, welches

diese Leute hier führten, ein vollständiges Tagebuch verfertigen soll. Das wäre mehr gefordert, als ich leisten könnte, weil die armen Leute selbst, die keine Schreibmaterialien hatten und mit der kümmerlichen Erhaltung ihres Lebens genug beschäftiget waren, sich nicht konnten einfallen lassen, die Geschichte eines jeden Tages zu Papier bringen zu wollen. Wir müssen uns also mit der Nachricht begnügen, daß sie dieses traurige Leben über sechs Jahre lang fortsetzten, weil in dieser ganzen Zeit sich kein Schiff in dieser Gegend sehen ließ. Ueber sechs Jahre lang; man denke was das sagen wolle!

Der unglückliche Weriguin hatte in dieser ganzen langen Zeit für seine anfängliche Trägheit unaufhörlich und zwar sehr schmerzhaft büßen müssen. Ohne sich bewegen, aufstehen oder das geringste vornehmen zu können, mußte er beständig da liegen unter großen Schmerzen, und von seinen treuen Kameraden sich füttern und bedienen lassen. Endlich kam der wohlthätige längst gewünschte Tod, und drückte ihm sanft die Augen zu, und befreiete ihn von seinen Leiden. Die Kameraden begruben seinen Leichnam in Schnee. Bis dahin hatten sie seiner mit einer Sorgfalt gewartet, die ihnen und der Menschheit Ehre macht. Selbst elend zu seyn, Mangel, Noth und Beschwerlichkeiten jeder Art zu leiden, und denn doch noch, mit eigener großer

Unbe-

Unbequemlichkeit, eines kranken Bruders zu pflegen, und zwar sechs Jahre lang zu pflegen: Kinder! das will viel sagen. Dazu wird ein Grad von Tugend erfordert, dessen wol nur wenig reiche und im Ueberfluß lebende Menschen fähig wären. Aber so ists; Widerwärtigkeiten erwecken und stärken Tugenden jeder Art, und eigene Leiden machen mitleidig und hülfreich gegen andere. O laßt uns Gott danken, auch wenn er uns Widerwärtigkeiten zuschickt; denn sie sind ein Balsam für unsere kranken Selen und machen sie genesen von mancher Schwachheit!

Man sollte denken, die drei Gesunden würden froh gewesen seyn, des ihnen so sehr zur Last fallenden Kranken endlich los zu werden; aber nein! Sie hätten sein trauriges Leben gern verlängert, hätten die Last, die er ihnen machte, gern noch sechs andere Jahre lang getragen. Denn er war, bei aller seiner Unfähigkeit, etwas für sie zu thun, doch immer eine menschliche Gesellschaft mehr für sie, und wenn man, wie sie, auf einer öden Insel lebt, und sich von der ganzen bewohnten Welt durch Oceane abgeschnitten sieht: o dann geitzt man nach dem Vergnügen der Gesellschaft, und die bloße Gegenwart eines menschlichen Wesens ist ein unschätzbares Gut für uns. So hat der allgemeine Vater der Menschen seine Kinder alle durch den Instinct der Geselligkeit zu vereinigen

 gewußt!

gewußt! Hierzu kam bei unsern Insulanern noch die immer wiederkehrende traurige Betrachtung, daß einer nach dem andern so dahin sterben würde, und daß das schreckliche Loos, allein übrig zu bleiben, doch endlich einen unter ihnen zuverlässig treffen müßte. Man setze sich in die Stelle dieser armen Leute und fühle, was es mit diesem Gedanken auf sich hatte.

Aber es ist Zeit, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte herbeizuführen.

Einst, da sie um Treibholz aufzusuchen, nach dem Strande gegangen waren und sehnsuchtsvolle Blicke über das Meer hin nach derjenigen Weltgegend warfen, in welcher ihnen Rußland lag, entdeckten sie ganz unvermuthet — und o wer vermag das Uebermaaß ihrer Freude zu schildern! — ein Schiff, welches in ziemlicher Entfernung von der Insel auf den Wellen schwebte. Sie waren einen Augenblick ausser sich vor Entzücken. Aber schnell suchten sie sich wieder zu fassen, weil ihnen der Gedanke in die Sele schoß, daß das Schiff, wenn sie hier unthätig stehen bleiben und sich einer unmäßigen Freude überlassen wollten, vielleicht davon segeln und aus ihren Augen auf immer verschwinden könnte. Hurtig rannten sie nach der Hütte, hohlten Feuer, hohlten Holz herbey, machten hier auf einem Hügel und dort auf einem andern ein hellloderndes Feuer an, daß Flamme und Rauch gen

Him-

Himmel stiegen. Einer von ihnen lief, hohlte ein Rennthierfell, band es wie eine Fahne an eine lange Stange und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flagge den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung fleheten. Glücklicher Weise bemerkte man auf dem Schiffe beides, das Feuer und die Flagge, und der Schiffer, eingedenk der heiligen Pflicht der Menschlichkeit, steuerte der Küste zu. Jetzt legte sich das Schiff nicht fern vom Strande vor Anker; und jetzt stieß ein Boot mit Männer ab, um zu sehen, was es mit den drei Leuten am Lande für eine Bewandniß habe.

Stellt euch, wenn ihr könnt, das Entzücken unserer armen Insulaner, und die Verwunderung der Leute vom Schiffe vor, drei ganz in Leder und Pelzwerk gehüllte menschliche Figuren vor sich zu sehn, und ihr Erstaunen, da sie, die sie selbst Russen waren, auf russisch von ihnen angeredet wurden, und nun vollends hörten, daß diese armen Geschöpfe hier auf diesem unwirthbaren Eis- und Schneelande über sechs Jahre verlebt, und bis dahin sich erhalten hätten!

Das Schiff, welches von Archangel kam, hatte nach Westspitzbergen auf den Wallfischfang segeln sollen. Zum großen Verdruß des Schiffers, allein zum Glück für unsere Matrosen, wurde es durch widrige Winde

nach Ostspitzbergen verschlagen. So gereicht oft eine kleine Widerwärtigkeit, die den einen trifft, einem oder mehreren andern zum Glück und Segen!

Man wurde bald eins, daß unsere drei Robinsone mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen und so nach Rußland gebracht werden sollten. Der Schiffer verlangte dafür 80 Rubel, die man ihm mit Freuden zugestand. — Junger Leser! übereile dich nicht in deinem Urtheile. Ich sehe es dir an, daß du auf den Schiffer zürnest, und ihn einen Unmenschen, einen Barbaren schelten willst, weil er fähig war, sich einen solchen Liebesdienst so theuer bezahlen zu lassen. Aber höre erst, was unsere Männer dafür an Bord bringen durften.

Sie waren nemlich in der Zeit ihres Hierseyns reich geworden. Ihre gesammelten Schätze, welche ziemlich viel Raum einnahmen, bestanden in folgenden Dingen: 2000 Pfund Rennthierfett, über 200 Rennthierhäute, zehn Bärenfelle und eine große Menge blauer und weisser Fuchsbälge. Hierzu rechne man nun noch ihre ganze Sommer- und Wintergarderobe, ihre Spieße, Bogen, Pfeile, ihre Lampen, ihre Axt, die fast bis auf den Stiel abgenutzt war, ihr gleichfalls sehr verbrauchtes Messer, ihren Zwirn von Flechsen, ihre Pfriemen und Nehnadeln, welche sie in einem von ihnen selbst verfertigten ungemein künstlich

gear-

gearbeiteten knöchernen Büchschen verwahrten: und man wird es so sehr unbillig nicht mehr finden, daß der Schiffer für den Transport aller dieser Sachen, die in Rußland ihre 2000 Rubel werth waren, sich von so reichen Leuten 80 Rubel bezahlen ließ, da er überdem die drei Personen in allem frei halten mußte. Er verdient also auch deswegen nicht, daß man ihn einen Unmenschen schelte; und das war abermahls ein Beispiel, wie leicht man sich in der Beurtheilung seiner Nebenmenschen irren könne, besonders wenn man so rasch dabei verfährt, als junge Leute wol zu thun pflegen.

Alle jetzt benannten Sachen waren nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und unsere Matrosen nahmen mit Freuden Abschied von dem Lande, wo sie sechs Jahre und drei Monate lang ein so armseliges und hofnungsloses Leben geführt hatten. Nach einer Fahrt von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich zu Archangel an.

Bei ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der beinahe sehr tragisch geworden wäre. Die Frau des Steuermanns Alexey Himkof, die ihren Mann, den sie zärtlich liebte, schon längst als todt beweint hatte, befand sich zufälliger Weise auf der Brücke von Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblickte ihren Mann

auf dem Verdecke, erkannte ihn, that einen lauten Schrei und sprang von der Brücke hinab, um ihm alsobald in die Arme zu fliegen. Aber sie sprang zu kurz und fiel ins Wasser, und nur mit genauer Noth gelang es den Matrosen, sie wieder herauszuziehn, bevor sie ertrunken war. Armer Himkof! Welch ein Schicksal wäre das gewesen, wenn du nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten nur grade dazu hättest zurückkehren müssen, um dein liebes Weib, noch ehe du es umarmt hattest, vor deinen Augen ertrinken zu sehen!

Man sieht hieraus, zu welchen unvernünftigen Handlungen die Affecte verleiten können, wenn man sich denselben ohne Zurückhaltung überläßt.

Unsere Helden traten jetzt ans Land und zwar in ihrer spitzbergischen Uniform. Das zusammengelaufene Volk empfing sie mit Erstaunen und Frohlocken; und Männer von Einsicht ließen bald den einen bald den andern von ihnen zu sich kommen, fragten ihnen jeden einzelnen Umstand ihrer abentheurlichen Geschichte zu wiederhohlten Mahlen ab, ließen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit dessen, was ich hier von ihnen geschrieben habe.

III.

Vasco de Gama Reise nach Ostindien,

die erste, welche von den Portugiesen um Africa herum vollführt wurde.

Einleitung.

Im funfzehnten Jahrhunderte hatten die Venetianer fast allen Handel nach Indien allein an sich gerissen, und sich ausnehmend dadurch bereichert. Den Weg dahin nahmen sie durchs mittelländische Meer nach Alexandrien in Aegypten, von da nach Suez auf der Erdenge, welche Asien und Africa verbindet, von wannen sie durch das rothe und arabische Meer nach Calecut oder einem andern Hafen an der Küste der ersten ostindischen Halbinsel fuhren. Ich bitte meine jungen Leser, die genannten Meere und Oerter auf der Charte nachzusehn.

Andere europäische Nationen blickten mit neidischen Augen auf die unermeßlichen Reichthümer, welche durch diesen Handel nach Venedig strömten. Gern hätten sie einen Theil derselben abgeleitet; aber dazu war kein ander Mittel vorhanden, als dieses: einen neuen Weg nach Indien durchs Meer zu finden. Die Portugiesen, damahls ein unternehmendes Volk, fielen zuerst darauf, dieses Mittel zu versuchen, und der neue Weg, den sie ausfindig machen wollten, sollte

rund

rund um Africa herum durch diejenigen Meere gehn, wodurch man, wie meine jungen Leser wissen, jetzt wirklich nach Ostindien zu schiffen pflegt. Die Frage war nur noch, ob eine solche Fahrt auch thunlich wäre?

Zwar trug man sich mit einer alten Nachricht, daß schon vor uralten Zeiten ein gewisser König von Aegypten, Necho genannt, durch phönicische Schiffe ganz Africa habe umschiffen lassen: allein man war nicht so recht gewiß, ob diese Nachricht auch gegründet wäre. Viele läugneten grade zu die Möglichkeit einer solchen Unternehmung, und zwar aus Gründen, welche heutiges Tages ein Kind widerlegen kann. Sie bildeten sich nemlich ein, daß Africa nach Süden hin kein Ende habe, sondern sich bis nach dem Südpol hin erstrecke, so daß es also unmöglich wäre, es zu umschiffen. Daneben hielten sie es, gleichfalls irriger Weise, für ausgemacht, daß derjenige Theil unserer Erdkugel, welchen man den heissen Erdgürtel zu nennen pflegt, von der Sonne dergestalt versengt würde, daß kein Mensch im Stande wäre, es darin auszuhalten. Ja, sie besorgten sogar, daß die Sonnengluth in jenen heissen Weltgegenden so groß seyn dürfte, daß sie die Schiffe anzünden und mit Mann und Maus zu Asche brennen würde.

Lacht nicht, ihr jungen Freunde, über die große Unwissenheit, die man hierbei an den Tag legte. Damahls kannte man von unserer Erde und von der natürlichen Beschaffenheit derselben noch so wenig, daß wir alle, wenn wir zu eben der Zeit gelebt hätten, wol nicht viel klüger geurtheilt haben würden. Jetzt da schon so viel tausend Reisen nach allen Himmelsgegenden hin angestellt und so viele derselben beschrieben worden sind, ist es keine große Kunst mehr, das Lächerliche jener Besorgnisse einzusehn. Jedes Kind ist jetzt dazu im Stande; aber damahls war es ganz ein anderes.

Dennoch wagten es die Portugiesen, jener abschreckenden Gründe ungeachtet, auf diese wichtige Entdeckung auszugehn. Ihre ersten Bemühungen erreichten zwar noch nicht den abgezielten Zweck; allein sie erreichten doch etwas, welches sie hinreichend belohnte. Sie entdeckten nemlich nach und nach die Inseln **Porto Santo** und **Madera**, die **Azoren**, das grüne **Vorgebirge** und endlich gar das **Vorgebirge der guten Hoffnung**, als die letzte südliche Spitze von Africa. Derjenige, welcher diese letzte Entdeckung vollendete, und das gesagte Vorgebirge wirklich umschiffte, war **Bartholomäus Diaz**.

Die Möglichkeit, um Africa herum nach Indien zu segeln, schien nunmehr völlig erwiesen zu seyn;

den-

dennoch gab es Leute, welche dieselbe noch immer bezweifelten, und die Hoffnung, diesen Zweck endlich zu erreichen, noch immer für eine tolle Chimäre hielten. Daß man die Linie passiren könne, ohne von der Sonne verbrannt zu werden, und daß Africa nicht ins Unendliche fortlaufe, sondern irgendwo aufhöre und also auch umschifft werden könne, durften sie nun freilich nicht mehr läugnen. Aber unglücklicher Weise hatte Diaz in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung einen schweren Sturm ausgestanden, und dem Vorgebirge deswegen den Beinahmen *tormentoso*, das stürmichte, gegeben. Das war nun jenen kleinmüthigen Leuten genug, um den Schluß daraus zu ziehn, daß es in dieser Weltgegend immer stürme, und daß es daher unmöglich sey, weiter daselbst vorzudringen. Was doch Kleinmüthigkeit und Furchtsamkeit sich für übereilte Schlüsse erlauben!

Zu jenen kleinmüthigen Zweiflern gehörte indeß nicht der König Emanuel von Portugal; der nicht sobald zur Regierung gelangt war, als er schon mit Eifer darauf dachte, den Plan seiner Vorfahren, Ostindien zur See zu entdecken, völlig auszuführen. Er ließ daher ungesäumt eine Flotte ausrüsten, und zum Anführer derselben wählte er einen Mann, der die zu einer so großen Unternehmung erforderliche Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit in hohem Grade

besaß.

besaß. Er hieß Vasco de Gama; und hier ist die Geschichte seiner merkwürdigen Entdeckungsreise!

I.

Reise von Belem nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und von da nach Mosambik an der östlichen Küste von Africa.

Die Flotte, welche Vasco de Gama bei dieser Unternehmung anführen sollte, bestand aus drei ziemlich kleinen Schiffen, welche zusammengenommen nicht mehr als 160 Mann an Bord hatten. Die Nahmen der Schiffe waren St. Gabriel, St. Raphael und Berrio. Die auf den letztern beiden commandirenden Schiffscapitaine hießen Paul de Gama, des Vasco Bruder, und Nicolas Nunez. Auf dem St. Gabriel ließ Vasco seine eigene Flagge wehen. Ausserdem wurde diese kleine Escader noch von einem Proviantschiffe begleitet, dessen Anführer Gonzalo Nunez war.

Es war am 8ten Julius 1497, also fünf Jahr nach der von Columbus geschehenen Entdeckung von America, als Vasco de Gama bei Belem, einem unter Lissabon am Tejo liegenden Flecken, die Anker lichten ließ und unter Segel ging. Da mehrere

Schiffe,

Schiffe, welche zusammen nach einerlei Bestimmungsorte abgehn, niemahls sicher sind, daß sie immer beisammenbleiben werden, weil Stürme und andere gewöhnliche Zufälle sie oft von einander zu trennen pflegen: so setzt der Anführer allemahl einen gewissen Ort oder eine gewisse Gegend fest, wo sie sich in solchen Fällen einander erwarten wollen, um sich wieder zu sammeln. De Gama bestimmte bei seiner Abreise zum nächsten Sammelplatze das grüne Vorgebirge an der westlichen Küste von Africa.

Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu statten. Denn, als sie in die Gegend der canarischen Inseln gekommen waren, überfiel sie ein heftiger Sturm, in welchem der Admiral selbst von den übrigen Schiffen weit verschlagen wurde. Allein da nunmehr jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte, um mit den übrigen wieder zusammen zu treffen; so fanden sie sich acht Tage darnach an dem festgesetzten Sammelplatze alle wieder vereiniget. Sie steuerten hierauf nach St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebirges, theils um den Schaden auszubessern, den die Schiffe in dem Sturme gelitten hatten, theils um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen.

Die Insel St. Jago, welche noch jetzt den Portugiesen gehört, und die größte von den Inseln des grünen Vorgebirges ist, verdient wol, daß meine jun-

gen

gen Leser sie auf der Charte aufsuchen, weil sie seit kurzem durch zwei wichtige Begebenheiten ungemein merkwürdig geworden ist. Vor zehn Jahren nemlich erfuhren die Bewohner dieser Insel eine so schreckliche Hungersnoth, daß 16000 derselben davon aufgerieben wurden; und in dem letzten Seekriege fiel auf einer Rhede dieser Insel ein Treffen zwischen einer englischen und französischen Flotte vor, welche beide nach Ostindien bestimmt waren.

Den dritten August lichtete man abermahls die Anker, und fuhr fort, längst der africanischen Küste gen Süden zu steuern. Weil man damahls über die in dieser Weltgegend gewöhnlichen Windstriche noch ganz und gar keine Erfahrungen gesammelt hatte: so war die Schiffahrt daselbst noch mit vielen Beschwerlichkeiten und Widerwärtigkeiten verknüpft, die man heutiges Tages größtentheils zu vermeiden weiß. Sie brachten daher, mit widrigen Winden und Stürmen kämpfend, drei volle Monate zu, bevor sie von den Inseln des grünen Vorgebirges bis in diejenige Gegend des äthiopischen Meeres kamen, in welcher die Insel St. Helena liegt, welche meine jungen Leser gleichfalls auf der Charte von Africa finden werden. Heutiges Tages kann man diese Reise in einigen Wochen vollenden.

Es war am vierten November, als sie diese damahls noch nicht bekannte Insel zu Gesicht bekamen, und ihr den Nahmen gaben, den sie noch jetzund führt, ohngeachtet sie jetzt nicht den ersten Entdeckern derselben, den Portugiesen, sondern den Engländern gehört. Die Insel selbst ist nicht von großer Wichtigkeit; aber sie ist ihren Besitzern gleichwol viel werth, weil die nach Ostindien fahrenden oder von Ostindien zurückkommenden Engländer sich hier mit frischem Wasser versorgen können.

Auch unsern Reisenden, welche schon seit einiger Zeit großen Mangel an trinkbarem Wasser litten, kam diese Entdeckung wohl zu statten. Sie fanden auch Einwohner auf dieser Insel, und zwar Schwarze von kleiner Statur und unangenehmer Bildung. Diese gingen, nach Art der Wilden in heissen Ländern, größtentheils unbekleidet, nur daß sie ein Thierfell, wie einen Mantel, um die Schultern geworfen hatten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen und in hölzernen Stäben, die am Feuer gehärtet und an den Enden mit Spitzen von Thierhörnern versehn waren. Sie lebten übrigens von Wurzeln, Seethieren, besonders Wallfischen — deren es in dieser Gegend viele giebt — Meergeflügel und wilden Ziegen. Man fand auch Hunde bei ihnen, welche denen in Portugal glichen.

Der Anführer der Flotte ging selbst ans Land, theils um die Beschaffenheit desselben kennen zu lernen, theils um die Lebensart und Sitten der Eingebohrnen zu beobachten. Er traf im Herumgehn einen derselben an, welcher Honig suchte — denn hier, wie in ganz Africa, giebt es sehr viel Bienen, welche vortreflichen Honig sammeln. Er wollte sich mit ihm unterhalten, aber man verstand von beiden Seiten kein Wort von dem, was der eine zu dem andern sagte. Er nahm ihn hierauf mit an Bord; allein auch hier konnte man nichts von ihm herausbringen. Man behielt ihn die Nacht auf dem Schiffe und setzte ihn am folgenden Morgen wohlbekleidet ans Land. Die gute Begegnung, die er erfahren hatte, und der Anblick der ihm geschenkten Kleidungsstücke reitzten viele andere, sich gleichfalls nach den Schiffen zu begeben. Der Admiral zeigte ihnen allerlei Spezereien, Gold und Perlen, um zu sehen, was für Mienen sie dabei machen würden: allein er fand, daß ihnen diese Dinge gänzlich unbekannt waren, und daß sie wenig darauf achteten. Er beschenkte sie hierauf mit kleinen Glöckchen, zinnernen Ringen und Rechenpfenningen, worüber sie eine große Freude ausdrückten.

So freundschaftlich indeß der Ton war, auf den man von beiden Seiten gestimmt zu seyn schien: so

zeigte es sich doch bald, daß diesen schwarzen Herren nicht sehr zu trauen wäre. Denn da ein kleiner Trupp Portugiesen sich etwas weiter ins Land hineinwagte, um die Eingebohrnen in ihren Wohnungen zu besuchen, so glaubten sie einige Anstalten zu Feindseligkeiten zu bemerken. Sie hielten es daher für rathsam, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Die Wilden setzten ihnen nach; und es würde wahrscheinlicher Weise zu Thätigkeiten gekommen seyn, wenn nicht der Admiral die Gefahr, welche seinen Leuten drohete, vom Schiffe aus bemerkt hätte, und mit den Booten ihnen zu Hülfe geeilt wäre. Sobald die Schwarzen dieses sahen, liefen sie mit großem Geschreie zurück.

Allein diese scheinbare Flucht war im Grunde wol nur eine Kriegeslist, welche zur Absicht hatte, die Portugiesen zum Nachsetzen zu bewegen, um sie nachher zu überfallen. Denn da sie sahen, daß ihnen keiner folgen wollte, kehrten sie sogleich zurück, und griffen den Admiral und seine Leute mit Pfeilen und andern Waffen grimmig an; wodurch man genöthiget wurde, sich nach den Schiffen zurückzuziehn. Vier Portugiesen wurden verwundet, und der Admiral selbst erhielt eine Verletzung am Schenkel.

Nachdem man sich zwölf Tage hier verweilt hatte, segelte man mit einem Südwestwinde weiter, und schon zwei Tage darauf hatte man die Freude,

das

das Vorgebirge der guten Hofnung zu erblicken. Allein ein widriger Wind, welcher ihnen jetzt entgegen blies, hinderte sie, sich dem Lande zu nähern, und zwang sie, in die hohe See zu stechen. Erst zwei Tage darnach, als am 20sten November, war es ihnen möglich, sich um das Vorgebirge herumzuschwingen. Es geschahe dies unter Trompetenschall und vielen andern Freudensbezeugungen. An der Küste des Vorgebirges bemerkte man, wie wol nur von fern, eine Menge großes und kleines Vieh von gutem Ansehn, und Menschen, welche denen auf St. Helena glichen. Allein es belohnt sich nicht der Mühe, meinen Lesern die wenigen dürftigen Beobachtungen zu erzählen, welche die Portugiesen hier im Vorbeifahren machen konnten, weil wir künftig oft nach diesem Vorgebirge zurückkehren und von Leuten, welche sich länger daselbst aufgehalten, umständlichere und zugleich bestimmtere Nachricht erhalten werden.

Jetzt steuerten sie längst der östlichen africanischen Küste gegen Nordost. Nachdem sie ohngefähr sechszig Meilen fortgesegelt waren, legten sie sich im Gesicht des Landes neben einer Insel vor Anker, und hatten Gelegenheit folgende Bemerkungen zu machen. Die Eingebohrnen glichen denen auf St. Helena und auf dem Vorgebirge. Die Gegend schien reich an Elephanten und Ochsen zu seyn. Der letztern bedient

man sich hier zum Reiten, nachdem man ihnen ein Küssen von Stroh und einen hölzernen Sattel auf den Rücken gelegt, und ein Holz durch die Nase gezogen hat. Auf einem Felsen, ohnweit der Küste, sahe man einige tausend Seelöwen; ein Thier, welches künftig vielleicht öfters genannt werden dürfte, von welchem ich daher meinen wißbegierigen Lesern im Vorbeigehn eine kurze Beschreibung machen muß. Es gleicht dem Seehunde, ist aber grösser als dieser, indem es sechs bis zehn Ellen lang zu werden pflegt. Es lebt im Wasser und auf dem Lande, frißt Fische und Gras, und setzt davon, gleich dem Robben, einen dicken Speck an, aus dem sich Thran brennen läßt. Es streckt sich gern auf Inseln und Sandbänke hin, um zu schnarchen, ist aber, wie man sagt, allemahl so vorsichtig, eine Wache auszustellen, welche bei herannahender Gefahr durch ein gewisses Grunzen Lerm zu machen pflegt. Die Bewegung des Seelöwen, sowol im Wasser als auch zu Lande, geschieht so langsam, daß man ihn leicht einholen kann. Er selbst fällt niemand feindlich an: wird er aber verwundet oder raubt man ihm seine Jungen, so beißt er grimmig um sich. Gegen seine Jungen scheint er eine große Zärtlichkeit zu haben. Ehe sie schwimmen können, läßt er sie auf sich reiten; wirft sie aber, sagt man, oft mit Vorsatz ab, damit sie sich im Schwimmen üben müssen.

So

So viel vom Seelöwen; jetzt wieder zu unsern Portugiesen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft erschienen ohngefähr neunzig Eingebohrne, einige am Gestade, einige auf den Bergen. Der Admiral setzte darauf nach dem Lande aus, ließ aber seine Leute sich vorher wohl bewaffnen, damit es ihnen nicht abermahls ginge, wie auf St. Helena. Indem man sich nun dem Lande näherte, ließ er Glöckchen auswerfen, welche die Schwarzen aufhuben, und hierauf so nahe kamen, daß sie deren mehrere aus seiner Hand empfingen. Er wagte sich hierauf mit seinen Leuten ans Land, und tauschte von den Schwarzen elfenbeinerne Armringe für einige rothe Nachtmützen ein. Diese erste Zusammenkunft endigte sich, wie sie angefangen hatte, in vollkommenem Frieden.

Einige Tage darnach fanden sich an zweihundert Schwarze ein, welche zwölf Ochsen und vier Schaafe mitbrachten, und als die Portugiesen zu ihnen ans Land gingen, fingen sie an, auf Flöten zu blasen, und diese Musik mit einigen Stimmen zu begleiten. Um diese Höflichkeit zu erwiedern, ließ der Admiral seine Trompeter gleichfalls blasen und seine Leute mußten dazu tanzen. Dies belustigte die Schwarzen sehr; und so verging auch dieser Tag unter lauter Vergnügen und gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen.

Aber dieses freundliche Benehmen währte nicht immer; denn da einige Tage darnach eine noch grössere Menge sich einstellte, und die Portugiesen ihnen einen Ochsen abhandelten: bemerkte man, daß einige junge Schwarze sich mit den Waffen der Alten hinter einem Gebüsche versteckt hielten. Der Admiral, welcher einen hinterlistigen Ueberfall besorgte, befahl hierauf seinen Leuten, sich nach einem sichern Platz zurück zu ziehn. Es geschahe; die Portugiesen setzten sich in ihre Boote; und fuhren längst dem Ufer nach einem freien Orte hin, wo man weit genug um sich sehen konnte. Die Schwarzen brachen hierauf gleichfalls auf, und gingen, den Booten gegenüber, eben dahin. Hier rottierten sie sich zusammen, und schienen Anstalt zum Gefecht zu machen. Allein der Admiral, welcher diesmahl menschlich dachte, wollte es gern vermeiden, ein Blutbad unter ihnen anzurichten, und zog sich daher in den Booten nach den Schiffen zurück. Um indeß den muthwilligen Schwarzen einige Ehrerbietung einzuflößen, ließ er ein paar Kanonenschüsse thun, wodurch sie denn auch dergestalt erschreckt wurden, daß sie in größter Unordnung davon liefen und ihre Waffen von sich warfen.

Nach diesem sandte de Gama einige Leute ans Land, welche ein Kreutz nebst einer Seule mit Sr. portugiesischen Majestät Wappen errichten und durch

diese

diese Handlung von dem Lande, wie man sagt, Besitz nehmen mußten, ohngeachtet es schon seine Besitzer hatte, denen es rechtmäßig zugehörte. Allein die klugen und mächtigen Europäer haben nun einmal festzusetzen geruht, daß ihre einfältigeren und schwächeren Brüder in entfernten Welttheilen ganz und gar kein Eigenthum am Lande haben können; daß man daher ohne Umstände ihnen dasjenige nehmen dürfe, was seit Jahrhunderten das ihrige war; und daß, um diese Handlung rechtmäßig zu machen, weiter nichts erfordert werde, als daß man der erste Europäer sey, der ein solches Land entdeckt, und unter einigen Ceremonien erkläre, daß man Besitz davon genommen habe. Ich wünsche, daß meine jungen Leser über diese sonderbare Meinung einen Augenblick nachdenken, und sich selbst die Frage vorlegen mögen: ob dieses Verfahren auch wol ein gerechtes und billiges genannt zu werden verdiene?

Die Schwarzen wußten vermuthlich nicht, was das Kreutz und die Seule bedeuten sollten: aber es mußte ihnen doch bedenklich vorkommen, so etwas von fremden Leuten, die sie nicht eingeladen hatten, dahin pflanzen zu lassen. Sie machten sich also, so bald die Portugiesen wieder an Bord waren, darüber her, und rissen Kreutz und Seule vor ihren Augen nieder.

Man segelte weiter, und näherte sich von Zeit zu Zeit wieder der Küste, um das Land in Augenschein zu nehmen. Der Admiral hatte bei seiner Abreise aus Portugal verschiedene Missethäter mitgenommen, um sie bei vorfallender Gelegenheit zu solchen Geschäften zu brauchen, welche am meisten mit Lebensgefahr verbunden wären. Von diesen ließ er jetzt zwei an die Küste setzen, mit dem Befehl, daselbst zu bleiben, um das Land und die Bewohner desselben genauer kennen zu lernen. Er versprach ihnen hierbei, daß er sie bei seiner Zurückkunft, dafern sie alsdann noch lebten, wieder aufnehmen und nach Portugal zurückführen wollte, da man sie denn von jeder andern Strafe frei sprechen würde.

Wie gefällt meinen Lesern diese Züchtigung? Ich für mein Theil wünschte, daß man darauf denken mögte, jede andere Strafe auf eine ähnliche Weise dergestalt einzurichten, daß der Missethäter nicht für die menschliche Gesellschaft verlohren ginge, sondern vielmehr sich für dieselbe nützlich zu machen gezwungen würde. Aber wieder zu unsern Reisenden.

Am 11ten Jenner 1498 legten sie sich abermahls ohnweit der Küste vor Anker; und der Admiral schickte einige seiner Leute ans Land, um über die Beschaffenheit und die Bewohner desselben Bemerkungen zu

machen. Diese wurden sowol von den Eingebohrnen, als auch von dem Oberhaupte derselben aufs freundschaftlichste aufgenommen. Deswegen sandte der Admiral dem letztern aus Erkenntlichkeit ein rothes Wamms, nebst einem Paar Strümpfen und einer Mütze von gleicher Farbe, wie auch einen kupfernen Armband; welches alles mit großem Vergnügen angenommen ward. Der dankbare schwarze König lud hierauf den Admiral und dessen Leute ein, in seine Stadt zu kommen, mit der Versicherung, daß ihnen alles, was sein Land hervorbrächte, zu Dienste stehen sollte.

Der Admiral nahm diese Einladung zwar nicht für sich, aber doch für einige seiner Leute an. Diese gingen also mit dem Könige fort, dessen Unterthanen ihn in seiner neuen Kleidung überall mit großer Verwunderung betrachteten, und vor Freuden in die Hände schlugen. Nachdem sie zur Stadt gekommen waren — wenn man anders mehrere zusammenstehende elende Hütten mit diesem Nahmen belegen will — ging Se. schwarze Majestät zuvörderst darin herum, damit die Einwohner ihn in seinem neuen Putze sehen und bewundern sollten. Alsdann verfügte man sich nach seinem Hause, wo eine Henne mit gekochtem Hirse zur Mittagsmahlzeit aufgetragen wurde. Man speisete im Angesicht vieler Zuschauer, welche bald ihren schön geputzten König, bald die weissen

Fremd-

Fremdlinge bewunderten. Die Portugiesen verweilten hieselbst bis zum folgenden Tage.

Bei ihrer Rückkehr nach dem Schiffe wurden sie von einigen Schwarzen begleitet, durch welche der König dem Admiral Hüner zum Geschenk schickte. Dieser nannte aus Dankbarkeit die Gegend, wo man ihm so freundschaftlich begegnet hatte, das Land der guten Leute. Es ist dies ein Theil der africanischen Küste, welche dem südlichen Ende der großen Insel Madagascar gegen überliegt.

Man fand unter diesen Leuten bei weitem mehr Weiber als Männer. Vielleicht hatten sie mit benachbarten Völkerschaften blutige Kriege geführt, wodurch ein Theil der streitbaren Männer aufgerieben war. Ihre Waffen bestanden aus langen Bogen, nebst Pfeilen und Wurfspießen mit eisernen Spitzen. Sie führten auch Dolche mit zinnernen Gefäßen und Scheiden von Elfenbein; woraus erhellet, daß ausser dem Kupfer auch viel Zinn in diesem Lande seyn müsse. Salz bereiteteten sie aus Seewasser, welches sie in ausgehöhlten Kürbissen in Gruben trugen, um es daselbst ausdampfen zu lassen, da denn das darin befindlich gewesene Salz zurück bleibt. Es ist bekannt, daß man in mehreren Ländern, wie z. B. in Portugal, auf eben diese Weise Salz aus Seewasser zieht. Europäische Leinewand gefiel ihnen

so wohl, daß sie für ein Hemde gern eine große Menge Kupfer gaben. Uebrigens waren sie — was man an so uncultivirten Menschen bewundern muß — so ausnehmend gefällig und dienstfertig, daß sie den Portugiesen das benöthigte Trinkwasser eine Viertelmeile weit aus einem Flusse holten.

Von hieraus schifte man in dem Kanale zwischen Africa und Madagascar fort, und langte acht Tage darauf bei der Mündung eines Stroms an, den man auf den Charten von Africa unter dem Nahmen Cuama findet. Man fuhr auf diesem Strome eine Strecke in den Booten hinauf, und fand das Land überall niedrig und mit starken Bäumen bewachsen. Es begegneten ihnen verschiedene Eingebohrne in Kähnen, die mit Segeln von Palmblättern versehn waren; und es gereichte den Portugiesen zu nicht geringer Ermunterung, nun schon Leute vor sich zu sehn, welche den Gebrauch der Segel kannten, dergleichen ihnen bis dahin noch nicht vorgekommen waren. Verschiedene dieser Eingebohrnen kamen auch nach den Schiffen, gingen ohne Furcht an Bord, und bezeigten sich so vertraut, als ob die Portugiesen alte Bekannte von ihnen gewesen wären. Sie waren von guter Leibesgestalt, aber schwarz, und gingen größtentheils unbekleidet. Eine Art von Schürze, die sie vor hatten, machte ihren ganzen Anzug aus.

Man

Man bezeigte sich freundlich gegen sie, beschenkte sie mit Glöckchen und andern dergleichen Raritäten. Dies munterte sie auf, in Begleitung vieler andern wieder zu kommen und den Portugiesen Lebensmittel zu bringen. Es befanden sich auch einige Weibsbilder dabei. Diese zeichneten sich von den Männern durch drei Löcher in den Lippen aus, worin sie eben so viele Stücke Zinn, als einen unter ihnen gebräuchlichen Schmuck, hängen hatten. Das gegenseitige Betragen war so freundschaftlich, daß einige Portugiesen kein Bedenken trugen, sie nach ihren Wohnungen zu begleiten.

Am dritten Tage ihres Hierseyns kamen zwei Vornehme in ihren Booten, den Admiral zu besuchen. Diese waren nicht besser gekleidet, als die übrigen; nur daß ihre Schürzen breiter waren. Doch trug der eine auch auf seinem Kopfe ein mit Seide durchwirktes Schnupftuch, und der andere eine Kappe von grünem seidenen Zeuge.

De Gama nahm sie freundlich auf, nöthigte sie zu essen, und beschenkte sie mit Kleidungsstücken und andern Sachen: aber man konnte sehen, daß sie sich nicht viel daraus machten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehn, daß sie aus einem fernen Lande wären, und daß sie eben so große Schiffe, als diejenigen, worin sie sich jetzt befänden, schon anderwärts gesehen

hätten. Der Admiral schloß hieraus, daß er nun bald zu Leuten kommen würde, welche Handel nach Ostindien trieben, und nannte deswegen den Strom, in dessen Mündung er vor Anker lag, Rio de buenas Sinays, d. i. den Strom der guten Anzeigen.

Die Schiffe, welche nun so lange schon in See gewesen waren, bedurften einer großen Ausbesserung. Man legte sie daher auf die Seite, welches in der Schiffersprache kielholen genannt wird, um sie zu kalfatern, d. i. die Ritzen mit Hanfwerg zu verstopfen, und hierauf mit geschmolzenem Pech und Theer zu beschmieren. Indessen wurden verschiedene von dem Schiffsvolke krank, weil entweder die Luft oder die Speisen, die sie hier genossen, ungesund waren. Sie kriegten geschwollene Hände und Füße; das Zahnfleisch lief ihnen auf, und gerieth dermaßen in Fäulniß, daß es einen unerträglichen Gestank verursachte, und daß sie nichts genießen konnten, was gekauet werden mußte. Man wußte kein ander Mittel, dieser Fäulniß Einhalt zu thun, als sie auszuschneiden; und viele starben daran. Man sieht, daß diese Krankheit in Scorbut bestand.

Nach vollendeter Ausbesserung der Schiffe segelte man am 24sten Jenner weiter. Acht Tage darauf befanden sie sich im Angesichte einiger Inseln, welche ohnfern der Küste lagen; und von einer derselben

stießen

stießen Leute in sieben oder acht Booten ab, näherten sich den Portugiesischen Schiffen, und verlangten an Bord zu kommen. Man nahm sie willig auf, und sie bezeigten sich ausserordentlich zutraulich. Es waren Leute von guter Statur, etwas schwarz, und mit baumwollenem gestreiften Zeuge bekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie Turbans von Leinewand mit Seide und Gold durchwirkt. Sie trugen auch Schwerdter und Dolche, und brachten musicalische Instrumente mit, die sie Sagbuts nannten. Ihre Sprache war die arabische. Sie aßen und tranken, was man ihnen vorsetzte; und als einer, welcher ihre Sprache verstand, sie fragte: wie die Insel, von der sie gekommen waren, hiesse? antworteten sie: Mosambik. Sie fügten hinzu: es befänden sich daselbst eine Stadt voll Kaufleute, die nach Indien mit Specereien, Edelgesteinen und andern Sachen handelten. Sie erboten sich, die Schiffe in den Hafen zu führen: und dieses Anerbieten ward mit Vergnügen angenommen.

2.

Aufenthalt zu Mosambik. Reise von da bis nach Calecut auf der malabarischen Küste in Ostindien.

Die Stadt Mosambik, bei welcher unsere Reisenden jetzt vor Anker gingen, liegt auf einer Insel

an

an der östlichen Küste von Africa, und zwar unterm 15ten Grade südlicher Breite, d. i. funfzehn mahl funfzehn Meilen jenseits des Aequators oder derjenigen Kreislinie, welche man, in gleicher Entfernung von den beiden Polen, in Gedanken rund um den Erdball zieht. Man fand, daß sie größtentheils von Arabern bewohnt wurde, welche dem muhamedanischen Glauben zugethan waren, und sowol nach dem rothen Meere als auch nach Indien Handel trieben. Dergleichen aus Arabien und dem nördlichen Africa durch ganz Indien verbreiteten Muhamedanern, welche ursprünglich Mauren, auch Saracenen hießen, pflegt man daselbst den Nahmen Mohren beizulegen, welchen man bei uns den eigentlichen Schwarzen oder Negern giebt. Diejenigen von dieser Nation, welche man hier vorfand, bedienten sich damahls zu ihrem Handel ziemlich großer Schiffe, die aber kein Verdeck hatten, und ohne Nägel gebaut waren, indem man das Holzwerk nur mit Seilen aus Cocosschalen verband. Die Segel bestanden aus Matten von Palmblättern. Man fand übrigens, daß sie schon Kompas und Seecharten kannten, und sich beider auf ihren Reisen zu bedienen wußten.

Die eigentlichen Eingebohrnen dieser Gegend sind Schwarze. Ihr Land ist niedrig und ungesund. Alle Häuser, welche man damahls hier vorfand, waren Hütten aus geflochtenen Hürden; nur die Wohnung

des Scheikh d. i. des Oberhaupts oder Fürsten der hier wohnenden Araber, wie auch die Moschee oder der muhamedanische Tempel, hatten Wände von Lehm.

So fand man es damahls hier. Jetzt, da Mosambik ein portugiesischer Pflanzort ist, sieht es ganz anders daselbst aus. Denn nunmehr sieht man hier eine große, schöne und wohlbefestigte Stadt mit einem, durch ein Kastel beschützten guten Hafen, welcher den Portugiesen eben so wichtig ist, als den Holländern das Vorgebirge der guten Hoffnung. Denn hier können die portugiesischen Ostindienfahrer nicht allein alle Nothwendigkeiten zur Fortsetznng ihrer Reise bekommen, sondern sie finden daselbst auch die nöthigen Materialien zur Ausbesserung ihrer Schiffe, und in dem dortigen Hafen können sie jedesmahl die zur Schiffahrt bequemen Zeiten erwarten. Auch findet man jetzt an diesem Orte ein Hospital oder Pflegehaus für Kranke, welches an guter Einrichtung wenig seines gleichen haben soll.

Der Scheikh — andere sprechen dieses Wort auch Schach oder Schah aus — hielt die angekommenen Portugiesen für Mohren oder Türken von einem andern Platze; schickte ihnen daher Geschenke, und bezeigte ein Verlangen, bei ihnen an Bord zu kommen. De Gama sandte ihm zur Dankbarkeit rothe Hüte, kurze Röcke, Korallen, metallene Becken, kleine

Schellen

Schellen und andere dergleichen Dinge; und ließ ihm dabei anzeigen, daß sein Besuch willkommen seyn würde. Allein der mohrische Prinz sahe dieses Geschenk mit Verachtung an, und fragte: wozu dergleichen Siebensachen nützten, und warum der Admiral ihm keinen Scharlach sendete? De Gama sahe hieraus, daß er es jetzt nicht mehr mit Wilden zu thun habe, und entschuldigte sich damit, daß er keinen Scharlach mit sich führe.

Um sich indeß auf den angemeldeten Besuch vorzubereiten, ließ er alle Kranken auf die Seite schaffen, und alle, welche gesund waren, von den andern Schiffen auf das seinige kommen. Diese ließ er zugleich heimlich sich bewaffnen, auf den möglichen Fall, daß der Scheikh oder dessen Leute vielleicht hinterlistig verfahren sollten.

Der Scheikh erschien. Er so wol, als auch sein Gefolge waren wohlgeputzt, und trugen Kleider von Seide. Er selbst war lang und hager, hatte eine Art von Hemde an, das ihm bis an die Fersen ging, und über demselben trug er ein Oberkleid von Sammet. Den Kopf hatte er mit einer seidenen Kappe von mancherlei Farben bedeckt, die mit Gold besetzt war. Am Gürtel trug er Schwerdt und Dolche, und an den Füßen Schuhe von Seide. Seine Leute hatten Trompeten von Elfenbein und andere Instrumente mit-

 gebracht,

gebracht, auf denen sie bei ihrer Ankunft eine gute Weile spielten; worauf der Admiral den Scheikh in seine Cajüte führte.

Dieser sowol, als auch seine Begleiter, ließen sich alles, was ihnen vorgesetzt wurde, trefflich schmecken. Er fragte den Admiral: ob sie nicht Türken wären, wie ihre weisse Farbe vermuthen lasse; und verlangte ihre Bogen und Gesetzbücher zu sehn. De Gama erwiederte: sie wären nicht aus der Türkei selbst, sondern aus einem großen Königreiche, welches daran grenzte; ihre Gesetzbücher hätten sie nicht bei sich; er zeigte ihm aber einige Armbrüste und andere Waffen, über deren Wirkung der Mohrenfürst seine Verwunderung zu bezeigen geruhete.

De Gama erfuhr bei dieser Zusammenkunft, daß von da nach Calecut noch neunhundert Meilen wären, und daß er nothwendig einen Lootsmann *) von dort aus mitnehmen müßte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, auf Sandbänke zu gerathen. Er ersuchte den Scheikh, ihm statt eines, lieber zwei derselben zu überlassen, auf den Fall, daß der eine etwa krank werden oder gar mit Tode abgehen sollte, und seine Bitte ward ihm gewährt.

Allein

*) Ein der Schiffahrt in einer gewissen Gegend kundiger Mann, welcher weiß, wo gefährliche Stellen sind, und die Schiffe zwischen denselben hinführt.

Allein aller dieser scheinbaren Freundschaft ungeachtet, mußte de Gama bald darauf erfahren, daß er große Ursache habe, sich vor diesen Leuten in Acht zu nehmen. Denn durch einen der beiden Lootsmänner, die der Scheikh ihm zusandte, wurde ihm unter der Hand gesteckt, daß dieser treulose Mann damit umginge, sich der portugiesischen Schiffe zu bemächtigen, und den Admiral mit seinen Leuten aus der Welt zu schaffen, weil man nunmehr wisse, daß sie keine Türken, sondern Christen wären. Seht da, meine jungen Freunde, wozu Aberglaube und falscher Religionseifer die Menschen verleiten kann! Solche und noch viel schwärzere Beispiele von Unmenschlichkeit gegen fremde Religionsverwandte, oder solche, welche in Religionssachen zu irren schienen, hat die Geschichte der meisten Nationen, besonders die der Christen aufzuweisen. Das ist ein Schandfleck in der Geschichte des christlichen Glaubens, den jeder aufgeklärte und wahre Christ durch eine uneingeschränkte milde Duldsamkeit gegen jeden, der in Glaubenssachen anders denkt, als er, nach Möglichkeit wieder auszutilgen suchen muß. —

De Gama hielt, nachdem er diese Nachricht eingezogen hatte, für rathsam, sich nach einer kleinen Insel zurück zu ziehn, welche ohngefähr eine Meile von Mosambik entfernt lag. Allein da der eine Lootsmann

mann noch am Lande war, und da die Schiffe noch nicht alles Wasser eingenommen hatten, dessen sie bedurften, so sahe er sich genöthiget, selbst in den Booten nach Mosambik zurückzukehren. Die Art, wie er diesmahl daselbst empfangen wurde, schien die erhaltene Nachricht von den verrätherischen Absichten der Mohren zu bestätigen. Er glaubte daher berechtiget zu seyn, ihnen zuvor zu kommen, und ließ unter eine Menge derselben, die am Gestade versamlet war, Feuer geben, bemächtigte sich einiger derselben, unter denen glücklicher Weise ein Lootsmann war, mit Gewalt, zerstörte hierauf, da alles die Flucht ergriffen hatte, ihre Stadt, und ließ sodann die Anker lichten, um seine Reise fortzusetzen.

Das Merkwürdigste, was ihnen auf dieser neuen Fahrt begegnete, bestand darin, daß die beiden mitgenommenen Lootsmänner sich einigemahl hinterlistiger Weise bemüheten, die Schiffe irre zu leiten, bald um sie scheitern zu lassen, bald um sie in solche Gegenden zu führen, wo die Mohren sich ihrer bemächtigen könnten. Allein die Wachsamkeit des Admirals wuste diese Absicht zu vereiteln, und die Verräther wurden mit Stockschlägen gezüchtiget.

Den 7ten April kam man bei einer, nahe an der Küste liegenden Insel an, welche Mombassa (Mombaza) heißt, und welche meine Leser auf den gewöhn-

lichen

lichen Charten von Africa unter dem vierten Grade südlicher Breite finden werden. Diese Insel wird durch einen Strom gemacht, welcher hier in zwei Mündungen sich ins Meer ergießt.

Die Luft in dieser Gegend ist ausserordentlich gesund. Denn kaum war man hieher vor Anker gekommen, als alle, welche zu Mosambik krank geworden und noch nicht gestorben waren, plötzlich wieder geneseten. Die Insel ist sehr angenehm, voll Plantagen, die aus Granatäpfeln, Feigen und Oranqengenbäumen bestehn. Ausser dem schönsten Trinkwasser fand man hier auch Lebensmittel in Menge, besonders Reis, Hirse, Federvieh, und sehr fette Schafe. Die Bewohner der auf einer sehr felsigten Anhöhe liegenden Stadt waren gleichfalls Muhamedaner oder sogenannte Mohren, einige weiß, andere braun. Die meisten Häuser derselben waren von Steinen aufgeführt. Sie selbst, und besonders ihre Weiber, gingen prächtig gekleidet, indem sie in seidenen Kleidern mit Gold und Juwelen besetzt, einherstolzierten. Die Portugiesen merkten hieraus, daß sie den indianischen Quellen des Reichthums immer näher kämen.

Die Insel hatte einen schönen Hafen; allein de Gama hielt es der Klugheit gemäß, die Schiffe ausserhalb desselben so lange vor Anker zu legen, bis er erst über die Sitten und Gesinnungen der Bewohner

dieses Landes die nöthigen Beobachtungen gemacht haben würde; und es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht nicht überflüssig gewesen war. Denn, nachdem es Nacht geworden, näherte sich ihnen eine Barke mit ohngefähr hundert Mann, die mit Schwerdtern und Schilden bewaffnet waren, und an Bord zu kommen verlangten. De Gama ertheilte diese Erlaubniß nur vieren von ihnen, und auch diese mußten zuvor ihre Waffen niederlegen. Man nahm sie hierauf höflich auf, und sie berichteten dem Admiral, daß ihr Scheikh oder Fürst ihn den folgenden Tag gleichfalls zu besuchen gedächte. Sie fügten hinzu, es wären verschiedene Christen unter ihnen, und die Schiffe könnten hier eine ganze Ladung von Spezereien einnehmen. Diese Nachricht stimmte mit der Aussage der Lootsmänner überein; man hatte also Ursache, sie für wahr zu halten.

Den folgenden Tag erschienen ordentliche Gesandten des Scheikh, welche den Admiral wegen seiner Ankunft begrüßen und ihm einige Geschenke von Früchten überreichen mußten. Diese wiederhohlten die Nachricht, daß verschiedene Christen auf der Insel lebten, stellten sich auch, als wenn sie selbst dergleichen wären, und luden hierauf den Admiral ein, in den Hafen zu kommen, wo man nicht nur alle seine Bedürfnisse befriedigen, sondern ihm auch Gelegen-

legenheit verschaffen würde, seine Schiffe mit Spezereien und andern kostbaren Waaren zu befrachten.

De Gama, welcher noch keine Ursache zum Mistrauen hatte, überhäufte diese Abgesandten mit Höflichkeiten, schickte sie mit Danksagungen und Gegengeschenken zurück, und ließ zugleich einige seiner Leute ans Land gehn, um alles selbst in Augenschein zu nehmen. Diese kehrten mit Bestätigungen der erhaltenen Nachrichten zurück; und man machte daher sogleich Anstalt, in den Hafen einzulaufen. Allein, da eins der Schiffe noch vor der Einfahrt auf den Grund stieß, und man sich deshalb genöthiget sahe, die Anker wieder auszuwerfen: so glaubten die an Bord befindlichen Mohren, daß man den Vorsatz, sich des Hafens zu bedienen, wieder aufgegeben habe, und verließen alsobald das Schiff, um wieder an das Land zu gehn. In demselben Augenblicke sahe man die beiden von Mosambik mitgebrachten Lootsmänner in die See springen und den Mohren nachschwimmen. Diese nahmen sie in ihre Boote auf, und fuhren darauf mit ihnen ans Land, ohngeachtet man sie auf alle mögliche Weise zu bewegen suchte, sie wieder zurückzugeben.

Dies erweckte Verdacht. Es waren noch zwei andere Mohren an Bord, die man gleichfalls von Mosambik mitgenommen hatte. Von diesen hoffte

man Licht zu erhalten. Man setzte ihnen daher zu, daß sie gestehen sollten, was ihnen von dem Vorhaben der hiesigen Mohren bekannt geworden sey; und da sie in der Güte nichts bekennen wollten: so setzte man sie einer grausamen Folter aus, um sie zum Reden zu bewegen. Man träufelte ihnen nemlich geschmolzenen und siedend heissen Speck aufs Fleisch. Unter der ihnen dadurch verursachten Marter gestanden sie endlich: "daß die hiesigen Mohren die Absicht hätten, dasjenige zu rächen, was die Portugiesen an ihren Glaubensgenossen zu Mosambik gethan; daß man deswegen den Untergang der Schiffe mit den beiden Lootsmännern hätte verabredet gehabt, und daß diese blos deswegen geflohen wären, weil sie besorgt hätten, daß ihr Anschlag schon entdeckt wäre."

Auf diese unangenehme Nachricht gab man den Vorsatz, in den Hafen einzulaufen, auf, und blieb an der Stelle, wo man war, vor Anker liegen. In der Nacht bemerkte die Wache, daß das Ankertau bewegt wurde, und glaubte anfänglich, diese Bewegung rühre von einem Tunnfische *) her, deren es in diesem Ge-

*) Der Tunnfisch oder Makrele, findet sich, und zwar in verschiedenen Unterarten, in vielen Meeren. Diejenigen, welche in der Ostsee gefangen werden, sind nicht groß, aber überaus wohlschmeckend. In andern Meeren soll es deren geben, die wol einige Centner wiegen. Diese sollen

Gewässer viele giebt. Allein bei genauerer Aufmerksamkeit entdeckte man einige Mohren, welche im Schwimmen das Ankerthau zu kappen suchten, in der Hoffnung, daß das Schiff alsdann auf den Strand laufen würde. Andere hatten eben dieses bei den übrigen Schiffen bewerkstelligen wollen; allein sobald sie sahen, daß man sie entdeckt habe, machten sie sich eilig davon.

De Gama fand nicht für rathsam, sich bei so feindlich gesinnten Leuten länger aufzuhalten, und segelte weiter. Nach einer Fahrt von ohngefähr sieben Meilen entdeckte man zwei kleine mohrische Schiffe, welche ihnen zu entwischen suchten. Allein man machte Jagd darauf, und eins derselben, welches siebenzehn Mohren und eine Menge Gold und Silber an Bord hatte, wurde wirklich eingeholt, und für eine gute Prise d. i. für eine rechtmäßige Beute erklärt, weil man gegründete Ursachen zu haben glaubte, die Mohren als eine feindselige Nation zu behandeln. Noch an eben dem Tage langte die Flotte vor Melinda an.

Dieser

sollen eben so gefräßig als der Hayfisch seyn, und wie dieser, schwimmende Menschen anfallen. Man erzählt von ihnen, daß sie, um kleinere Fische zu fangen, in großer Geschwindigkeit cirkelförmig herumschwimmen, wodurch ein Strudel entsteht, der die kleinen Fische haufenweise zusammentreibt.

Dieser Ort, welcher achtzehn Meilen nordwärts von Mombassa und unter dem dritten Grade südlicher Breite auf der africanischen Küste liegt, war ebenfalls eine Pflanzstadt muhamedanischer Handelsleute. Die Stadt liegt auf einer felsichten Anhöhe, und ist mit Wäldern von Palmen, Orangen, und andern Fruchtbäumen umgeben. Man fand sie groß, mit breiten Straßen und steinernen Häusern, welche einige Stockwerke hoch und oben platt waren. Die Portugiesen glaubten einen europäischen Ort zu sehn.

Die hier wohnenden Mohren schienen Leute zu seyn, die durch Handel reich geworden waren. Einige derselben waren mit seidenen, andere mit baumwollenen Zeugen bekleidet, und auf dem Kopfe trugen sie eine Art von Turban, mit Seide und Gold durchwirkt. Ihre Säbel und Dolche waren schön gearbeitet.

Als etwas Eigenthümliches dieser Leute bemerkte man, daß sie sämtlich links waren. Man fand übrigens, daß sie gute Reuter und trefliche Bogenschützen wären, und sich unablässig darin übten. Ihr Fürst oder Scheikh, gleichfals ein Muhamedaner, wurde mit grösserer Pracht bedienet, als die Oberhäupter derjenigen Plätze, wo man vorher gewesen war.

De Gama und seine Leute waren sehr erfreut, eine Stadt zu sehn, die einer portugiesischen so ähnlich war; und warfen eine Meile davon die Anker aus.

Man

Man erwartete, daß Leute vom Lande an Bord kommen würden: allein vergebens. Es ließ sich niemand blicken. Man hatte nemlich hier schon Nachricht von der Wegnahme des Schiffes mit den siebenzehn Mohren erhalten, und besorgte daher, daß die Portugiesen auch hier feindselig verfahren mögten.

De Gama ließ hierauf einen der gefangenen Mohren, einen alten Mann, welcher versprochen hatte, ihm hier einen Lootsmann zu verschaffen, auf eine der Stadt gegen über liegende Sandbank aussetzen, in der Erwartung, daß seine Landsleute ihn von da abholen würden. Dies geschahe. Der Alte ward vor den König der Stadt geführt, dem er anzeigte, daß der Admiral gekommen wäre, ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu schließen. Dieser bezeigte darüber seine Zufriedenheit, und sandte dem Admiral ein Geschenk, welches aus drei Schafen, einigen Zuckerröhren und Früchten bestand; worauf ein Gegengeschenk von einem Hute, zweien Korallenästen, drei metallenen Becken, zweien Gürteln und verschiedenen Glöckchen erfolgte. Die portugiesischen Schiffe näherten sich hierauf der Stadt, und legten sich neben vier Fahrzeugen vor Anker, welche von indianischen Christen geführt wurden.

Diese sogenannten Christen waren Leute, welche aus Indien hierhergekommen waren, um Handlung

zu

zu treiben. Sie waren bräunlich von Farbe, übrigens aber wohlgestaltet; trugen lange Röcke von weissem baumwollenen Zeuge, große Bärte, und Turbane. Um sie auf die Probe zu stellen, ob sie wirklich Christen wären, ließ man ein Gemählde herbeiholen, welches die Jungfrau Maria und die Apostel vorstellte; und als sie davor niederfielen, um diesen Bildern ihre Verehrung zu bezeigen: so waren sie in den Augen der Portugiesen vollkommene Christen. Denn die Verehrung der Heiligen war damahls der wesentlichste Theil der christlichen Religion, so wie er es bei vielen schlecht unterwiesenen Catholiken noch ietzt ist. Ob jemand eine gute Erkenntniß von Gott und seinen Pflichten habe, und ob er sich bestrebe, sein ganzes Leben nach den Vorschriften Jesu Christi einzurichten, darnach wurde damahls nicht gefragt, wenn man nur dem Marienbilde und andern Abbildungen so genannter Heiligen eine abgöttische Ehrfurcht bezeigte. Das war eine traurige Unwissenheit und ein beweinenswürdiger Aberglaube! Gott sei Dank, daß in unsern Tagen ein großer Theil der Christen vernünftigere Begriffe hat, von denen zu hoffen steht, daß sie sich immer mehr und mehr verbreiten werden.

Den Tag darauf stieß der König von Melinda in einem großen Boote vom Lande ab; und der Admiral, welcher benachrichtet war, daß der Besuch

ihn

ihn gelten sollte, fuhr ihm in einem mit Flaggen gezierten Boote entgegen. Jener trug ein Kleid von carmosinfarbenem Dammaste mit grüner Seide gefuttert, und sein Kopf war mit einer reichen Binde umwunden. Er saß auf einem prächtigen Stuhle, mit seidenen Küssen belegt; und ihm zur Seite stand ein alter Mann, der ein kostbares Schwert mit silberner Scheide trug. Neben ihm lag sein carmosinfarbener Hut auf einem seidenen Küssen. Sein Gefolge bestand aus ohngefähr zwanzig reichgekleideten Mohren, welche Music machten, und sich dazu unter andern einer langen Flöte aus Elfenbein bedienten, welche das Mundloch in der Mitte hatte.

Nach einigen gegenseitigen Complimenten mußte der Admiral in des Königes Boot kommen, wo er wie ein Fürst geehrt wurde. Der König betrachtete ihn und seine Leute mit der größten Aufmerksamkeit, und erkundigte sich nach dem Lande, woher er käme, nach dem Nahmen seines Königs und nach der Absicht seiner Reise. Als der Admiral ihm diese Fragen durch Hülfe eines der arabischen Sprache kundigen Mannes beantwortet hatte: versprach ihm der König einen Lootsmann nach Calecut, und lud ihn ein ans Land zu kommen, um sich in seinem Pallaste bewirthen zu lassen. Das erste wurde mit Dank angenommen, das letzte aber verbeten; worauf diese Zusammenkunft

sich

sich damit endigte, daß de Gama dem Könige diejenigen Mohren schenkte, die er als Gefangene mitgebracht hatte; ein Geschenk, wovon dieser muhamedanische Fürst zur Ehre seines Herzens versicherte, daß es ihm mehr Vergnügen mache, als wenn der Admiral ihm eine Stadt, wie Melinda, geschenkt hätte.

Der König fuhr hierauf unter die Schiffe, die er mit Verwunderung betrachtete. Sein Vergnügen wurde noch grösser, da man ihm zu Gefallen die Kanonen lösete, und er versicherte, daß die Portugiesen ihm vor allen Leuten, die er je gesehn, ausnehmend wohlgefielen. Da er endlich ans Land zurückkehren wollte, mußte der Admiral ihm zwei von seinen Leuten mitgeben, wofür er ihm seinen eigenen Sohn und einen Kadi, d. i. eine Magistratsperson zum Unterpfande zurück ließ.

Den folgenden Tag begab der Admiral sich in einem bewaffneten Boote ans Gestade, um die Reuter des Königs zu sehn, welche kriegerische Uebungen anstellten; und nicht lange, so ließ auch der König sich auf einem Tragsessel herbei tragen, um sich abermahls mit ihm zu unterhalten, und ihn noch einmahl zu bitten, sich mit ihm nach seiner Wohnung zu verfügen, weil sein Vater, ein alter lahmer Mann, ein großes Verlangen trüge, ihn kennen zu lernen. Er erbot

sich

sich sogar, selbst zusammt seinen Kindern so lange an Bord des Schiffes zu bleiben, bis der Admiral wieder zurückgekehrt seyn würde. Allein dieser fand es der Klugheit gemäß, diese dringende Einladung abermahls auszuschlagen, und zwar unter dem Vorwande, daß er keine Erlaubniß dazu von seinem Könige hätte.

Es vergingen hierauf zwei Tage, ohne daß der König wieder etwas von sich hören ließ; und de Gama fing schon an zu besorgen, daß er ihn durch die abschlägige Antwort beleidiget haben mögte, als eine Person von Ansehn erschien und ihm abermahls Freundschaftsversicherungen von Seiten des Königs brachte. Diesem theilte der Admiral seine Besorgniß mit, welche sich besonders darauf gründete, daß ihm der versprochene Lootsmann noch nicht zugeschickt war. Der Hofbediente kehrte darauf ans Land zurück, und kurze Zeit darnach hatte man das Vergnügen, den Lootsmann ankommen zu sehn. Das Betragen des Königs schien also in der That aufrichtig zu seyn.

3.

Reise von Melinda nach Calecut in Indien. Erste Audienz bei dem Könige von Calecut.

Die Hoffnung, den großen Zweck dieser Reise zu erreichen, war jetzund nicht mehr zweifelhaft. Den ansehn-

ansehnlichsten und mislichsten Theil des Weges nach Indien hatte man nun schon glücklich zurückgelegt, und diejenige Strecke, welche jetzt davon noch übrig war, lief durch Gewässer, welche von handelnden Mohren und Indianern schon häufig waren durchkreutzt worden. Es war daher erlaubt zu hoffen, daß man auch diese letzte Fahrt glücklich endigen würde.

Den 22sten April verließ die Flotte ihren Ankerplatz vor **Melinda**, mit dem Vorsatze, die Küste von Africa, an der man sich bis hieher immer gehalten hatte, zu verlassen, und unter der Leitung des mitgenommenen Lootsmanns quer durchs Meer zu stechen. Zum Ziel der Reise hatte man, wie uns bereits bekannt ist, den indianischen Handelsplatz Calecut bestimmt, welcher, wie meine jungen Leser wissen, oder auf der Charte mit leichter Mühe finden werden, auf der ersten ostindischen Halbinsel und zwar auf der westlichen Küste derselben liegt.

Den 28sten erblickten sie zum erstenmal wieder den Nordpol oder nördlichen Polarstern, welchen sie in langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Sie merkten daraus, daß sie abermals den Aequator durchschnitten hatten und sich nun wieder auf der nördlichen Halbkugel der Erde befanden.

Diese

Diese letzte Reise ging ungemein glücklich von statten. Sie durchkreutzten den großen Meerbusen zwischen Africa und der disseitigen Halbinsel, dessen Durchschnitt auf siebenhundert Meilen geschätzt wird, in drei und zwanzig Tagen, und zwar ohne Sturm und Ungewitter. Den 17ten Mai entdeckte man Land, welches eine hohe Küste hatte und ohngefähr acht Meilen entfernt war. Der Lootsmann steuerte hierauf südostwärts, und schloß aus der Beschaffenheit der Witterung, daß sie nahe an der indianischen Küste wären. Den 20sten entdeckte er die hohen Hügel welche über Calecut sind, lief freudig zum Admiral und forderte eine Belohnung, weil er ihn jetzt wirklich nach dem von ihm und seinen Leuten so sehr gewünschten Lande hingeführt hätte. De Gama gewährte ihm seine Bitte mit großem Vergnügen; er ließ zugleich ein festliches Mahl für die ganze Schiffsgesellschaft anrichten; und die Schiffe legten sich unter allgemeinem Freudengeschrei in einer Entfernung von zwei Meilen unter Calecut vor Anker.

So hatte man also nunmehr glücklich ausgeführt, was seit vielen Jahren so eifrig gewünscht, so oft vergeblich versucht, und von so vielen, als ein unvernünftiges Unternehmen, mit Bitterkeit war getadelt worden! Diese Begebenheit hatte die wichtigsten

Folgen für ganz Europa. Portugal wuchs dadurch an Macht und Reichthum; es erlangte ansehnliche Besitzungen in Indien, und gewann daselbst das Uebergewicht über die Muhamedaner, welche damahls besonders in diesem Welttheile zu einer für alle andere Nationen sehr gefährlichen Macht gelangt waren, und vielleicht von da aus nach und nach ganz Europa überschwemmt und unterjocht haben würden, wenn die Portugiesen nicht die wichtigste Quelle ihrer Reichthümer abgeleitet und ihre furchtbare Macht durch glückliche Kriege in Indien gebrochen hätten. —

Sobald man die Anker ausgeworfen hatte, fanden sich einige indianische Fischer bei den Schiffen ein. Sie waren braun von Farbe, und gingen nackt, nur daß sie um die Mitte des Leibes ein Stück Leinwand trugen. De Gama empfing sie freundlich, und ließ ihnen ihre Fische abkaufen. Er befahl hierauf einem der Verbrecher, die er an Bord hatte, mit diesen Leuten ans Land zu gehn, um Nachrichten von dem Platze einzuziehn und zu versuchen, was für eine Aufnahme man sich daselbst versprechen dürfte.

Dieser war kaum ans Land getreten, als eine große Menge Volks sich um ihn drengte, ihn begaffte, und hundert Fragen that, die er nicht verstand und

also

also auch nicht beantworten konnte. Man führte ihn hierauf in ein Haus, welches zweien Mohren gehörte, deren einer Bontaybo hieß und spanisch reden konnte. Dieser, welcher ehemahls zu Tunis gewesen und daselbst mit Europäern umgegangen war, erkannte ihn für einen Portugiesen, und redete ihn mit folgenden feinen Worten an: "der Teufel hole euch, wie seyd ihr hierher gekommen?„ Er war erstaunt zu hören, daß man die ganze Reise zur See gemacht habe; und verlangte hierauf zu wissen: warum man denn eigentlich hierher gekommen wäre? Der Portugiese antwortete: um Christen und Spezereien zu suchen. "Aber, fragte Bontaybo weiter, warum senden denn die Könige von Frankreich und Spanien und der Doge von Venedig nicht in gleicher Absicht Flotten aus?„ Weil, versetzte der andere, der König von Portugal ihnen das nicht erlauben würde. "Da thut er recht daran!„ erwiederte der Mohr, und ging mit dem Portugiesen, um den Admiral auf dem Schiffe zu besuchen.

Bei seiner Annäherung rief er demselben laut auf spanisch zu: "gut Glück! gut Glück! viel Rubinen! viel Smaragden! Du hast Ursache Gott zu danken, daß er dich hieher geführt hat, wo alle Arten von Spezereien und Edelgesteinen mit allen Reich-

thümern der Welt sind!„ Der Admiral und seine Leute waren so bestürzt, in einer so weiten Entfernung von Hause jemanden vorzufinden, der ihre Sprache redete, daß ihnen die Tränen in die Augen traten. Ersterer umarmte hierauf den Bontaybo, setzte sich mit ihm nieder und erkundigte sich: ob er ein Christ wäre?

Meine jungen Leser werden sich vielleicht wundern, daß de Gama einem Manne, den er noch nie gesehen hatte, sogleich beim ersten Worte, welches er mit ihm wechselte, ein Glaubensbekenntniß abforderte; eine Zumüthung, welche heutiges Tages, besonders wenn sie in Europa geschähe, allerdings befremdend seyn würde. Allein in einem wildfremden Lande, und unter Menschen, deren Gesinnung, Religion und Sitten man noch nicht kennt, muß es ja wol erfreulich seyn, einen Menschen anzutreffen, der in der milden Lehre Jesu unterwiesen ist, und von dem also zu erwarten steht, daß er, nach den Forderungen dieser Lehre, sanftmüthig, gerecht, mild und menschenfreundlich seyn werde. Hierzu kam nun auch noch dieses, daß man damahls durchgängig in der irrigen Meinung stand, daß der allgemeine Vater der Menschen nur diejenigen unter seinen Kindern, welche Christen wären, lieben könne, alle andere hinge-

hingegen nothwendig hassen und zu endlosen Qualen verurtheilen müsse. Auch glaubte man damahls eben so irriger Weise steif und fest, daß es unmöglich wäre, ein recht guter Mensch zu seyn, wenn man nicht ein Christ wäre; so wie man auch von einem solchen Menschen weder Liebe und Gerechtigkeit erwartete, noch ihm von seiner Seite Liebe und Gerechtigkeit schuldig zu seyn wähnte. Deswegen war es damahls für jedermann so sehr wichtig, zu wissen, ob derjenige, von dem er Gefälligkeiten und Dienstleistungen hoffte, ein Christ wäre oder nicht; und deswegen ließ also auch de Gama dies seine erste Frage an den Bontaybo seyn.

Bontaybo gestand freimüthig, daß er ein Muhamedaner wäre. Er erzählte, daß er sich ehemahls zu Tunis, nachher zu Cairo in Aegypten aufgehalten habe, und von da endlich über das rothe Meer nach Indien gekommen wäre. Er schloß mit der Versicherung, daß er immer ein großer Freund der Christen gewesen wäre, und sich als einen solchen auch gegen die Portugiesen beweisen würde.

De Gama dankte ihm, mit der Versicherung, daß er ihn für seine guten Dienste reichlich belohnen würde. Er erfuhr hierauf, daß der Beherrscher von

Calecut, den man Samorin nannte, sich jetzt zu Panane, einem fünf Meilen von Calecut entfernten Orte, aufhalte; und Bontaybo rieth ihm, dahin zu schicken, um seine Ankunft melden zu lassen. Der Admiral folgte diesem Rathe; und sobald der Samorin erfahren hatte, daß ein Abgesandter von einem entfernten Könige angekommen wäre, ließ er ihn bewillkommen, und sandte ihm einen Piloten, der die Schiffe nach dem Hafen Padarane führen sollte, weil man bei Calecut selbst keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede hat. Er ließ dabei sagen, daß er selbst nach Calecut kommen wollte, um den Admiral daselbst zu empfangen.

Einige von der Schiffsgesellschaft, und unter diesen besonders des Admirals Bruder, waren der Meinung, daß er nicht selbst dahin gehen, sondern einen andern an seiner Statt schicken müsse, weil man noch nicht wissen könne, was der Samorin vielleicht im Schilde führe, und weil von dem Leben des Admirals das Leben aller und zugleich der fernere glückliche Fortgang ihrer Reise abhinge. Allein de Gama erklärte: es mögte ihm bevorstehen was da wollte, so müßte er doch selbst hingehn, weil er lieber sterben, als zurückkehren wollte, ohne zu Calecut gewesen zu seyn. Er verordnete indeß auf allen Fall, daß, wofern ihm ein

Unglück

Unglück zustoßen sollte, die Schiffe alsobald zurück segeln und die Nachricht von der glücklichen Entdeckung Indiens nach Hause bringen sollten.

Er ging hierauf wirklich ans Land, und zwar in einem mit Kanonen bepflanzten Boote, mit fliegenden Flaggen und unter Trompetenschalle. Am Ufer harrete seiner der **Kutwal** d. i. der Minister des Samorin mit 200 **Nayren** oder Edeln des Landes, nebst einer großen Menge Volkes. Ersterer empfing ihn beim Anlanden mit vieler Höflichkeit, und nöthigte ihn, sich auf einen für ihn dastehenden Tragsessel zu setzen. Er selbst ließ sich auf einen andern nieder; worauf sie von Menschen aufgehoben und sehr geschwind davon getragen wurden. Die übrigen folgten zu Fuße.

Man kam zu einer Pagode, das heißt, zu einem indianischen Tempel, der einen großen Umfang hatte. Er war von gehauenen Steinen aufgebaut und mit Ziegeln gedeckt. Ueber dem Eingange hingen sieben Glocken; und vor demselben stand eine Seule aus Metall von der Höhe eines Mastbaums. Beim Eintritt wurden sie von Männern empfangen, welche vom Gürtel aufwärts nackt gingen, und unterwärts bis an die Knie mit baumwollenem Zeuge bedeckt waren. Unter den Achseln trugen sie etwas von eben demselben

Zeuge, welches durch einen Faden befestiget war, der ihnen über die linke Schulter und unter dem rechten Arme hinlief. Dies waren die Priester des Tempels. Sie stunden beim Eingange, und besprengten die Ankommenden mit einem in Wasser getauchten Schwamm, und gaben hierauf jedem etwas pulverisirtes Holz, um es auf den Kopf und die Arme zu streuen.

Der Admiral und seine Begleiter wurden hierdurch zu glauben verleitet, daß dieses Gebäude eine christliche Kirche wäre, weil das Besprengen mit sogenanntem Weihwasser d. i. geheiligtem Wasser, und das Bestreuen mit Asche zu den gottesdienstlichen Gebräuchen der römisch-catholischen Kirche gehört. Man trat nunmehr hinein, und erblickte an den Wänden des Tempels verschiedene gemahlte Bilder von scheußlichem Ansehen, welche vermuthlich indianische Götzen vorstellten. Einige hatten lange Zähne, die ihnen, wie die Hauer eines Ebers, aus dem Munde hervorragten; andere waren mit vier Armen, alle aber mit furchtbaren Angesichtern vorgestellt. Bei Erblickung dieser widrigen Figuren fingen die Portugiesen an zu zweifeln, daß sie in einer christlichen Kirche wären: allein da man ihnen hierauf ein anderes, oben in der Mauer des Tempels an einem dunkeln Orte befindliches Bild zeigte, und dabey das Wort Mari aussprach: so fielen sie davor auf die

Knie, weil sie es für eine Abbildung der Jungfrau Maria hielten, die, wie meine jungen Leser wissen werden, in der römisch-catholischen Kirche, als eine Mutter Gottes geehrt, und von schlecht unterrichteten Catholiken oft mehr und brünstiger, als das unendliche Wesen selbst, angebetet wird. Ein einziger unter ihnen hatte noch einigen Zweifel dabei, und sagte, indem er niederkniete: wenn das der Teufel ist, so bete ich Gott an; welches dem Admiral zum Lächeln bewegte. Die Indianer fielen vor diesem Bilde dreimahl mit ausgestreckten Armen der Länge nach zu Boden, und verrichteten darauf ihr Gebeth stehend.

Man näherte sich der Stadt. Die Menge des begleitenden Volks nahm erstaunlich zu, und das Gedränge wurde so stark, daß der Kutwal mit den Fremden in ein Haus treten mußte. Hier versammelten sich verschiedene Nayren oder Vornehme, die der König abgeschickt hatte, den Admiral zu empfangen, und ihn an den Hof zu führen. Der Zug dahin nahm jetzt seinen Anfang. Auf ein von des Kutwals Bruder gegebenes Zeichen wich die unzählbare Menge der Zuschauer ehrerbietig zurück, und 3000 Bewaffnete begleiteten die Procession. De Gama war über diese prächtige Aufnahme ausserordentlich vergnügt, und sagte scherzend zu seinen Begleitern: in Portugal

läßt

läßt man sich wol nicht träumen, was für Ehre wir hier genießen!

Endlich kam man bei des Königs Pallaste an, der zwar größentheils nur von Lehm gebaut, aber sehr weitläuftig und von gutem Ansehn war. Angenehme Gärten, mit Springbrunnen geziert, umgaben ihn; und man mußte, bevor man zu der Wohnung selbst kam, durch fünf große Höfe mit Thoren gehn, wobei zehn Thorhüter genug zu thun hatten, das Volk mit Stöcken zurückzutreiben, um für den feierlichen Einzug der Portugiesen Platz zu machen.

An der Thür des Pallastes wurde de Gama von dem Vornehmsten unter den Priestern des Landes, die man Braminen nennt, mit einer Umarmung empfangen und hineingeführt. Das Volk, welches bei dieser Gelegenheit seinen König, der nur selten sichtbar wird, zu Gesicht zu bekommen hoffte, drengte sich hier mit solchem Ungestüm, daß verschiedene erdrückt wurden. Einigen Portugiesen würde es nicht besser gegangen seyn, wenn nicht die Thürhüter unbarmherzig zugeschlagen hätten, um ihnen Platz zu verschaffen. In dem Innern des Pallastes erblickte man, wie in einem Schauspielhause, rings umher Sitze, welche sich stufenweise erhoben; der Fußboden war mit grünem Sammet belegt, und die Wände mit

seidenen Zeugen von allerlei Farben bekleidet. Der König, ein schon ziemlich bejahrter und etwas starker Mann, war, wie die übrigen Indianer, braun von Farbe, aber majestätisch von Ansehn, und lag, rückwärts gelehnt, auf Polstern von weisser mit Gold durchwirkter Seide. Ueber ihm war ein kostbarer Himmel, und seine Kleidung bestand aus einem kurzen seidenen Kamisole, mit Zweigen und Rosen von geschlagenem Golde besetzt. Die Knöpfe waren große Perlen, und die Knopflöcher von Golddraht. Um die Mitte des Leibes trug er ein weisses seidenes Zeug, welches bis an die Knie reichte; auf dem Kopfe eine mit Perlen und Diamanten besetzte Mütze, und in den Ohren so wol, als auch um die Finger und Zehen eine Menge Juwelenringe. Seine Arme und Füße waren blos und mit goldenen Bändern geziert.

Neben dem Samorin sahe man auf einem hohen goldenen Gestelle ein goldenes Becken, woraus ihm einer der Bedienten von Zeit zu Zeit Betel und Areca reichte, woran Se. Majestät, nach indianischem Gebrauche, zu kauen geruhte. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was Betel und Areca sey; ich muß also wol erst eine Beschreibung davon geben. Betel ist eine indianische Pflanze, die besonders wegen ihrer Blätter geschätzt wird, welche einen rothen Saft von bitterem Geschmacke enthalten. Der Gebrauch

brauch dieser Blätter ist durch ganz Indien eben so gemein oder vielmehr noch allgemeiner, als bei uns der Gebrauch des Tabacks. Man nimmt dieselben entweder allein oder in einer Vermischung mit Arecanuß, einem andern indianischen Gewächse von der Grösse einer Haselnuß, auch wol mit Kalke oder gebrannten Austerschalen und allerlei Gewürz, in den Mund, um unaufhörlich daran zu kauen. Der Speichel wird davon ganz roth gefärbt, und der Athem wohlriechend gemacht: allein die Zähne leiden dabei so sehr, daß sie zuletzt kohlschwarz und mürbe werden, als wenn sie zu Kohlen gebrannt wären. Jedermann führt hier eine Schachtel mit Betel bei sich, grade so, wie man bei uns den Schnupftaback in Dosen bei sich trägt; und es ist eine eingeführte Höflichkeit unter Personen beiderlei Geschlechts, sich bei Zusammenkünften dergleichen anzubieten, so wie man es für eine Beschimpfung hält, wenn man entweder nicht damit beehrt wird, oder wenn man sich weigert, davon anzunehmen. Anfangs soll man eine Art von Betäubung oder Trunkenheit darnach empfinden, endlich aber sich eben so daran gewöhnen, wie man bei uns sich an die betäubenden Wirkungen des Tabacks gewöhnt, so daß man nichts mehr davon verspürt. — Ein zweites goldenes Gefäß stund neben dem Könige, um die Ueberbleibsel des ausgekauten Betels aufzunehmen,

nehmen, und ein drittes mit Wasser, um sich jedesmahl den Mund auszuspülen.

An allen Anwesenden bemerkte man, daß sie die linke Hand vor den Mund hielten, und dies geschahe in der Absicht, zu verhüten, daß nicht etwa mit dem Athem des Königes der ihrige sich vermischen mögte. Ich kann mich hierbei nicht enthalten zu wünschen, daß die feinen Europäer in der Sorge, niemandem durch einen übelriechenden Mund beschwerlich zu fallen, den Indianern nachahmen mögten. Was kann peinlicher seyn, als eine Unterredung mit Leuten, welche einen stinkenden Athem haben, und was ist gleichwol in unsern gesitteten Gesellschaften gewöhnlicher als dieses? Ich kannte Männer, die ich ihrer Verdienste und ihres Characters wegen ungemein hochschätzte und liebte, von denen ich mich aber bei jeder Zusammenkunft so geschwind, als möglich, losmachen mußte, weil ich von der üblen Beschaffenheit ihres Athems bis zum Ohnmächtigwerden angegriffen wurde. Hütet euch, ihr jungen Freunde, vor diesem, durch öftere Reinigung des Mundes und durch Gewöhnung an einfache ungekünstelte Nahrungsmittel leicht zu vermeidenden Fehler — und laßt mich wieder zu unserer Geschichte zurückkehren.

De Gama beugte sich, indem er vor den Samorin trat, dreimahl mit in die Höhe gehobenen

Händen,

Händen, weil man ihm gesagt hatte, daß der Landesgebrauch es so erfordere. Se. indianische Majestät warf hierbei einen gnädigen Blick auf ihn, erwiederte aber seine Verbeugungen so wenig, daß die Bewegung des Hauptes kaum zu merken war. Der Admiral mußte sich hierauf neben ihm niedersetzen.

Unterdeß waren auch die übrigen hinein getreten und bezeigten auf die eben erwähnte Weise ihre Ehrerbietung; und nachdem auch diese dem Samorin gegen über sich hatten setzen müssen, so ward Wasser gebracht, um der Landesgewohnheit gemäß, die Hände darin abzukühlen. Nachher wurden Feigen und andere Früchte herumgereicht, und der Samorin vergnügte sich sehr, die Fremden speisen zu sehn. Als sie sich Wasser dazu ausbaten, ward ihnen ein goldenes Trinkgefäß mit einer Schnautze gereicht; und weil man ihnen gesagt hatte, daß die Indianer es für unanständig hielten, das Gefäß beim Trinken mit den Lippen zu berühren: so wollten sie sich nach dieser Gewohnheit richten, hielten es in einiger Entfernung vom Munde, und ließen das Wasser in denselben hinein laufen. Allein, weil sie diese Art zu trinken nicht gewohnt waren, so begossen sie sich entweder, oder es kam ihnen Wasser in die Luftröhre und machte sie weidlich husten, welches für die hohe Versammlung ein herrliches Schauspiel abgab.

De

De Gama bat sich hierauf eine geheime Audienz aus; und der Samorin begab sich mit ihm und einem Dollmetscher in ein anderes Zimmer. Hier wurde ihm die Frage vorgelegt: aus was für einem Lande er käme? und was die Absicht seiner Reise wäre? Die Antwort war: der König von Portugall, der mächtigste und reichste Monarch des Abendlandes, habe ihn in der Absicht hergesandt, um mit dem Könige von Calecut, dem Haupte der indischen Fürsten, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß zu schließen. Er fügte hinzu: daß er Briefe von seinem Monarchen bei sich habe, die er den folgenden Tag übergeben wollte, und daß er hoffe, der Samorin werde an den König von Portugall, seinen Freund und Bruder, gleichfalls einen Gesandten schicken, um das Band einer gegenseitigen Freundschaft fest zu knüpfen.

Der Samorin erwiederte hierauf: er sey ihm willkommen; und weil der König von Portugall ein Verlangen bezeige, sein Freund und Bruder zu seyn: so wolle er es gleichfalls seyn, und einen Abgesandten nach Portugall schicken.

Der Admiral ward hierauf von dem Kutwal und einem Factor oder Geschäftsmann des Samorin nach der für ihn bestimmten Wohnung geführt.

4.
Unangenehme Vorfälle zu Calecut. Rückreise nach Portugall.

Am folgenden Morgen ließ de Gama den Kutwal und den Factor zu sich bitten, um sie die Geschenke in Augenschein nehmen zu lassen, die er für den Samorin bestimmt hatte. Diese bestanden in vier Stücken Scharlach, sechs Hüten, vier Korallenzinken, einem Stück Kupfer, einer Kiste Zucker, zwei Faß Oel, zwei Faß Honig und einigen andern Sachen von eben so geringem Werthe. Der Kutwal und der Factor brachen bei Erblickung dieser Dinge in ein hönisches Lachen aus, und sagten dem Admiral rund heraus, daß das kein Geschenk wäre, welches sich für einen König schicke. Der ärmste Kaufmann, der in den Hafen dieses Landes einliefe, pflege etwas besseres zu geben. Wenn er dem Samorin ein Geschenk anbieten wollte, so müsse es in Gold bestehn; ein anderes würde nicht angenommen werden.

De Gama war betroffen, und sagte etwas aufgebracht: er sey kein Kaufmann, sondern ein Abgesandter, und das Geschenk komme von ihm, nicht von seinem Könige. Dieser wüste nicht einmahl, daß ein Fürst, wie der Samorin, in der Welt wäre, sonst

würde

würde er, wenn er ein Geschenk hätte machen wollen, ohnstreitig Gold, Silber und andere Kostbarkeiten geschickt haben. De Gama vergaß, indem er dieses sagte, seine gestrige Versicherung, daß sein Herr ihn ausdrücklich hergesandt habe, um mit dem Samorin ein Freundschaftsbündniß zu schließen: eine gewöhnliche Wirkung des Affects, welcher gemeiniglich macht, daß man ohne Ueberlegung redet.

Man antwortete ihm: das könne wol seyn; aber der Landesgebrauch bringe es nun einmahl so mit sich, daß jeder Fremde, der den König zu sprechen verlange, ihm ein seinem Range gemäßes Geschenk machen müsse; und da der Admiral hierauf erwiederte, daß er sein Geschenk, wenn man fortführe es zu verschmähn, wieder an Bord schaffen wollte: so versicherte man ihn, daß er wohl daran thun würde. Er erklärte hierauf noch aufgebrachter als zuvor: daß er selbst zum Samorin gehn, und den ganzen Vorgang anzeigen wollte. Der Kutwal und der Factor waren hiermit zufrieden; doch baten sie ihn, so lange zu verziehn, bis sie zurückkommen würden, weil sie vorher ein gewisses Geschäft abzuthun hätten.

Und dieses Geschäft war denn wol kein anderes, als dieses, den Admiral beim Samorin in übeln Credit zu bringen, wozu sie, wie de Gama nachher erfuhr, von den sogenannten Mohren waren bestochen

worden. Diese hatten nemlich in Erwägung gezogen, daß die Ankunft der Portugiesen auf dieser Küste für ihren eigenen Handel mit der Zeit sehr nachtheilige Folgen haben könnte, und sie hatten daher den Anschlag gefaßt, es theils durch Bestechungen, theils durch erweckten Verdacht dahin zu bringen, daß man den Admiral mit allen seinen Leuten aus dem Wege räumte, um zu verhüten, daß keiner von ihnen nach Portugall zurückkäme und von der gemachten Entdeckung Nachricht brächte.

In dieser Absicht wurde dem Samorin vorgestellt, daß de Gama kein Abgesandter, sondern ein Seeräuber wäre, vor dem man auf seiner Hut seyn müsse; und um diese Nachricht wahrscheinlich zu machen, erzählten sie ihm die Gewaltthätigkeiten, die er auf der africanischen Küste verübt hätte, wovon ihnen durch ihre Handlungsgenossen Nachricht zugekommen war. Als einen zweiten Beweis der Wahrheit dieser Verläumdung, führten sie das elende Geschenk an, welches er ihm habe machen wollen, und fragten: ob es wahrscheinlich wäre, daß ein König dem andern solche Armseeligkeiten verehren wollte?

Durch diese und ähnliche Vorspiegelungen erreichten sie ihren Zweck. Der Samorin wurde aufgebracht; und der Kutwal ließ den Admiral bis zum folgenden Mittag warten, bevor er wieder zu ihm ging. Dieser

wollte

wollte seinen Unwillen darüber äussern; allein man achtete nicht darauf. Der Wunsch, zum Samorin geführt zu werden, wurde ihm indeß gewährt.

Allein der Samorin ließ ihn, nachdem er gemeldet worden war, drei volle Stunden warten; und fragte ihn, da er endlich vorgelassen wurde, mit ziemlich unfreundlicher Miene: warum er gestern nicht gekommen wäre? Der Admiral wollte sich entschuldigen; allein der König fiel ihm ins Wort und verlangte zu wissen: warum er, wenn er von einem so großen und mächtigen Monarchen als ein Gesandter geschickt worden wäre, kein Geschenk mitgebracht hätte? Auf die Antwort, daß dergleichen künftig mitgebracht werden sollte, erwiederte der Samorin: daß er denn vor jetzt das Marienbild von Golde haben wollte, wovon man ihm gesagt habe, daß der Admiral es mit sich führe. Der Admiral, dem der Aberglaube seiner Zeit nicht gestattete, sich von diesem eingebildeten Heiligthum zu trennen, antwortete mit einiger Verlegenheit: das Bild, dessen er erwähnte, wäre nicht von Golde, sondern nur von Holz und übergoldet, er aber habe ihm seine Erhaltung auf der See zu danken, und deswegen könne er es nicht weggeben. Er zog hierauf seine Beglaubigungsbriefe hervor, deren einer in portugiesischer, der andere in arabischer Sprache geschrieben war, und verlangte, weil er

den übrigen Mohren nicht traute, daß sein Freund Bontaybo sie verdollmetschen sollte. Es wurde darauf dem Samorin folgendes vorgelesen: der König von Portugall habe erfahren, daß der König von Calecut, der mächtigste unter den indianischen Fürsten, ein Christ wäre; er wünsche deswegen, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß mit ihm zu schließen, um portugiesische Waaren oder auch Gold und Silber gegen indianische Spezereien umzutauschen. Der Admiral, sein Abgesandter, würde weitläuftigere Nachricht ertheilen.

Der Inhalt dieses Briefes machte Sr. indianischen Majestät Vergnügen, weil der mit den Portugiesen zu errichtende Handel ihm Vortheil versprach. Sein Gesicht klärte sich daher zusehends auf; er erkundigte sich, was das für Waaren wären, die man herzuführen dächte; und da de Gama zu erkennen gab, daß er von allen einige Proben mitgebracht hätte, so ermunterte er ihn, sie ans Land zu bringen, um sie, so vortheilhaft, als er könnte, zu verkaufen.

Den Mohren war dieses ein unerwarteter Strich durch ihre Rechnung. Sie setzten daher den Kutwal durch Vorstellungen und Bestechungen zu, daß er den Admiral unter irgend einem Vorwande in Verhaft nehmen mögte. Der Kutwal willigte in ihr Verlangen,

langen, und folgte dem Admirale, welcher schon auf dem Wege nach dem Hafen Padarane war, eiligst nach. Als er ihn erreicht hatte, machte er ihm Vorwürfe über die große Eilfertigkeit seiner Reise, welche das Ansehn einer Flucht hätte; und da der Admiral bei seiner Ankunft zu Padarane alsobald ein Boot verlangte, um noch denselben Abend an Bord zu gehn: so widerrieth er ihm dieses, unter dem Vorwande, daß die Schiffe weit vom Lande lägen, und im Finstern leicht verfehlt werden könnten.

De Gama, welcher jetzt wol merkte, was man mit ihm vorhabe, bestand um so viel mehr darauf, daß man ihm ein Boot schaffen sollte, und drohete, daß er sich gegen den Samorin beklagen würde, wofern man ihm die geringste Hinderniß in den Weg legte. Man that hierauf, als ob man ihm willfahren wollte, und schickte Leute nach einem Boote aus: allein vergebens! Der Kutwal hatte schon vorher allen Schiffern andeuten lassen, daß sie mit ihren Booten oder Kähnen sich entfernen sollten. Die Ausgesandten kehrten also unverrichteter Sache zurück, und de Gama mußte sich entschließen, am Lande zu bleiben.

Am folgenden Morgen nahm der Kutwal die Larve vollends ab, und deutete dem Admiral mit gebietrischer Stimme an: daß er seine Schiffe näher

 ans

ans Land kommen lassen sollte, weil man ihm sonst nicht erlauben würde, an Bord zu gehn. Die Absicht dieser Forderung ging dahin, sich der übrigen Portugiesen und der Schiffe eben so, wie der Person des Admirals, zu bemächtigen.

De Gama, dem diese Absicht nicht verborgen bleiben konnte, äusserte über die Art, wie man ihn hier behandelte, seinen tiefen Unwillen, und wiederhohlte die Drohung, daß er zum Samorin gehn und sich beschweren würde. Man stellte dies, dem Scheine nach, in sein Belieben; allein da er sich aufmachen wollte, fand er die Thür seines Zimmers verschlossen. Vor dieselbe hatte man eine Wache mit bloßen Schwertern gestellt.

De Gama's und seiner Gefährten Lage war nunmehr in der That nicht sehr gemächlich: allein er war fest entschlossen, lieber alles, sogar sein Leben aufs Spiel setzen, als dem Verlangen des Kutwals zu willfahren, weil seine eigene Erhaltung ihm nicht so wichtig, als die Erhaltung der Schiffe war. Er blieb also unbeweglich, und stellte den Drohungen des Kutwals eine unerschrockene Standhaftigkeit entgegen. Dieser ließ daher von seiner Forderung etwas nach, und verlangte nur, daß die Schiffsgeräthschaft — Segel, Tauwerk, Ruder u. s. w. — ans Land gebracht werden sollte. Allein, auch dieses wurde

ihm standhaft abgeschlagen, weil es leicht zu begreifen war, daß die Schiffe selbst in seiner Gewalt seyn würden, sobald man ihnen die zur Schiffahrt erforderliche Geräthschaft übergeben hätte.

Auf so viel Entschlossenheit hatte der Kutwal denn wol nicht gerechnet. Er stimmte daher seine Forderung abermahls herab, und verlangte nunmehr blos, daß der Admiral die Waaren, die er mit sich führte, ans Land schaffen sollte, um Handel damit zu treiben. Er fügte hinzu, daß man ihn, sobald dieses geschehen seyn würde, weiter nicht abhalten wollte, zu seinen Schiffen zurückzukehren. De Gama willigte in dieses Begehren, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Bruder von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und ihm seinen Willen kund zu thun. Dieser bestand darin: er sollte einen Theil der Ladung ans Land schicken; führe hierauf der Kutwal dennoch fort, ihn gefangen zu halten: so wäre sein ernstlicher Wille, daß die Schiffe ohne ihn nach Portugall zurückkehren sollten, um die Nachricht von der glücklich bewerkstelligten Entdeckung zu überbringen, und den König zu bewegen, eine stärkere Flotte herzusenden, um diese wichtige Entdeckung nicht ungenutzt zu lassen. Man sieht, daß der Mann sich selbst hierbei aus dem Auge verlor, weil die Ehre, welche ihm, und der Nutzen, welcher seinem Vater-

lande aus der von ihm vollendeten Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien erwachsen könnte, ihm mehr, als seine eigene Freiheit, und sogar mehr, als sein Leben, galten. Seht da, ihr jungen Leser, einen Zug, woran man einen wirklich großen Mann erkennen kann!

Paul de Gama, des Admirals Bruder, that unverzüglich, wie ihm befohlen war, und schickte einige Güter ans Land; schrieb aber auch zugleich seinem Bruder, daß er ohne ihn nicht zurückkehren, sondern vielmehr mit bewaffneter Hand erscheinen würde, um ihn frei zu machen. Allein es bedurfte einer solchen gewaltthätigen Befreiung nicht; denn sobald die Güter am Lande waren, erfüllte der Kutwal sein Versprechen, und de Gama ging an Bord. Die Mohren hatten nemlich ihren Plan geändert. Da es ihnen nicht sowol um die Person des Admirals, als vielmehr um die Aufhebung seiner Schiffe zu thun war, und da sie nunmehr wol sahen, daß sie durch List diesen Zweck nicht erreichen würden: so hatten sie beschlossen, die Portugiesen sicher zu machen, und sie, wo möglich, so lange aufzuhalten, bis eine von Mecca erwartete Flotte zurückkäme, die alsdann mit einigen andern Fahrzeugen, die der Samorin heimlich ausrüsten ließ, sich vereinigen und der portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollte.

In dieser Absicht suchten sie den Verkauf der ans Land gebrachten Waaren, so viel möglich, aufzuhalten. De Gama ließ sie deswegen nach Calecut schaffen, weil er glaubte, daß es zu Padarane an Kaufleuten fehlte: allein auch hier ging der Verkauf derselben schlecht von statten. Indeß rückte die zur Abfahrt bestimmte Zeit heran. Er schickte deswegen zwei seiner Gefährten, den Diaz und Braga, zum Samorin, die ihm, mit der Nachricht von der bevorstehenden Abreise, ein Geschenk überbringen und ihn zugleich ersuchen mußten, einen Abgesandten an den König von Portugall mitzusenden. Allein diese Abgeordneten fanden eine schlechte Aufnahme. Der Samorin, den man unterdeß noch mehr überredet hatte, daß die Portugiesen Seeräuber wären, fragte sie mit finsterem Gesichte: was sie wollten? und da sie ihm hierauf das Geschenk, welches in Leibbinden, seidenen Zeugen und andern Sachen bestand, überreichen wollten, wandte er das Gesicht davon ab, und befahl, es einem seiner Leute zu übergeben. Er fügte eben so ungnädig hinzu: der Admiral könnte reisen, sobald er wollte, nur müßte er vorher, dem Landesgesetze gemäß, eine gewisse Summe für den Gebrauch des Hafens entrichten. Hiermit wurden die Abgeordneten entlassen.

Sie kehrten hierauf nach den Schiffen zurück. Allein ehe sie das Gestade erreichen konnten, bemächtigte man sich unvermuthet ihrer Personen, und brachte sie in sichere Verwahrung.

Der Admiral, welcher durch seinen Freund Bontaydo von diesem Vorgange benachrichtiget ward, hielt seinen Unwillen zurück, in der Hoffnung, daß es ihm vielleicht gelingen würde, einige vornehme Indianer in seine Gewalt zu bekommen, für deren Freigebung er seine eigenen Leute aus ihrer Gefangenschaft wieder loskaufen könnte. Das Glück begünstigte diesen Plan. Sechs vornehme Hofbediente, die aus der freundlichen Aufnahme, welche einige geringere Indianer auf den Schiffen gefunden hatten, den Schluß machten, daß dem Admiral die Gefangennehmung seiner Abgeordneten noch nicht kund geworden seyn müsse, wagten es, in Begleitung von fünfzehn gemeinen Indianern, einen Besuch bei ihm abzulegen, und man empfing sie, als Gäste, welche über die Maaßen willkommen waren. Allein kaum waren sie an Bord, so nahm man sie in Verhaft; und der Admiral schrieb dem Samorin: daß er diese Indianer nicht eher wieder auf freien Fuß setzen würde, bis man seine eigenen Leute ihm würde zurückgeschickt haben.

Drei

Drei Tage waren schon verflossen, ohne daß er eine Antwort erhalten hatte. Endlich erschien ein Boot mit der Nachricht, daß seine Leute in des Königs Pallaste wären und den folgenden Tag wieder zu ihm zurückkehren würden. Allein de Gama erwiederte mit zornigem Gesichte: er verlange seine Abgeordneten alsobald zurück; widrigenfalls er denjenigen Indianern, die er in seiner Gewalt hätte, die Köpfe würde abschlagen lassen.

Den Tag darauf erschienen sieben kleine Fahrzeuge, in deren einem man mit vielem Vergnügen den Diaz und Braga erblickte. Allein die Indianer, welche sie führten, getrauten sich nicht, bis an die Schiffe zu kommen. Es mußte ihnen ein Schiffsboot entgegengeschickt werden; diesem überlieferten sie die beiden Abgeordneten und ruderten hierauf furchtsam zurück.

Diaz brachte ein im Nahmen des Samorin für den König von Portugall beschriebenes Palmblatt folgenden Inhalts mit: Vasco de Gama, ein Edelmann von deinem Hause, kam in mein Land, dessen Ankunft mich erfreute. In meinem Lande ist Ueberfluß von Zimmt, Nelken, Pfeffer und Edelgesteinen. Die Dinge, die ich aus deinem Lande verlange, sind Silber, Gold, Korallen und Scharlach.

Der

Der Admiral gab hierauf die sechs Nayren, oder vornehmen Indianer, frei; die übrigen Gefangenen behielt er zum Unterpfande für die noch am Lande befindlichen Waaren zurück. Mitlerweile kam auch Freund Bontaybo an Bord und bat, daß man ihn mit nach Portugall nehmen mögte, weil er seinen Landsleuten, den Mohren, wegen der den Portugiesen bewiesenen Freundschaft so verhaßt geworden wäre, daß sie ihm, wenn er da bliebe, vermuthlich das Leben nehmen würden, so wie sie schon jetzt ihn aller seiner Güter beraubt hätten. De Gama nahm ihn mit Freuden auf, und gab ihm die Versicherung, daß man ihm in Portugall den Verlust seiner Güter reichlich ersetzen und ihn für die den Portugiesen bewiesene Ergebenheit anständig belohnen würde.

Nachdem man hierauf einige Tage vergebens erwartet hatte, daß die am Lande gelassene Waaren würden zurückgebracht werden: so gab der Admiral das Signal zur Abreise und man lichtete die Anker.

Ihre Rückreise ging zwar langsam, aber doch ziemlich glücklich von statten, und es ereigneten sich auf derselben eben keine Vorfälle und Begebenheiten, welche hier erzählt zu werden verdienten. Ich begnüge mich daher, nur noch hinzuzufügen: daß Vasco de Gama im Herbstmonate des 1499 Jahrs, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und zwei Monaten,

wieder

wieder bei eben dem Orte vor Anker ging, von wannen er abgefahren war, und daß er von 160 Leuten, die er mitgenommen hatte, nur einige funfzig zurückbrachte. Die übrigen waren durch Krankheiten aufgerieben worden. Unter diesen befand sich auch sein eigener Bruder, Paul de Gama, der kurz vor dem Ende der Reise auf Tercera, einer der azorischen Inseln, an der Auszehrung starb.

Die glückliche Zurückkunft des Admirals und die Nachricht von der durch ihn vollendeten großen Entdeckung, verursachte bei Hofe und durchs ganze Land eine ausnehmende Freude. Der König schickte ihm verschiedene Leute von Stande entgegen, die ihn mit den ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen empfangen und ihn unter einem unbeschreiblichen Gedränge der Zuschauer, nach Hofe führen mußten. Hier wurde ihm für die dem Königreiche geleisteten Dienste auf die ehrenvollste Weise gedankt, und man verwilligte ihm, ausser dem Ehrentitel Don, eine jährliche Pension von 3000 Ducaten, welches damahls eine beträchtliche Summe war. Jeder seiner übrig gebliebenen Gefährten wurde verhältnißmäßig belohnt. Der König selbst vermehrte wegen dieser wichtigen Entdeckung seine Titel, und nannte sich einen Herrn der Eroberung und Schiffahrt von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien.

Durch

Durch das ganze Königreich wurden öffentliche Dank- und Freudenfeste angeordnet; und die Geschichte schrieb den Nahmen Vasco de Gama neben den von Columbus in das Verzeichniß der merkwürdigsten Männer dieses Seculums.

IV. Des

IV.

Des Herausgebers kleine Reise von Trittow nach Wismar und von da nach Schwerin,

in Briefen an seine Kinder.

Erster Brief.

Mölln den 20sten Jun. 1785.

Mein lieber Ferdinand,

Es sind nur erst fünf Stunden verflossen, seitdem ich dich verließ; und kaum habe ich mich hier ein wenig umgesehn: so setze ich mich schon hin, um dir zu schreiben. Nicht wahr, das beweist doch wol, daß ich auch abwesend viel an dich denken und mich gern mit dir unterhalten müsse?

Doch daran hast du ja wol nie gezweifelt. Ich schreibe dir also auch nicht deswegen, um dir dieses erst zu beweisen; sondern ich schreibe, weil ich — ein Bedürfniß dir zu schreiben fühle. Es ist mir, wie du weißt, zur andern Natur geworden, meinen lieben Kindern jede meiner Ideen oder Bemerkungen mitzutheilen, von der es mir wahrscheinlich ist, daß sie euch Nutzen oder Vergnügen gewähren könne. Diesen Drang zur Mittheilung fühle ich jetzt, da ich abwesend von euch bin, um so viel stärker, weil ich ihn durch mündliche Unterhaltung nicht befriedigen kann.

Ich habe mir daher vorgenommen, schriftlich mit euch zu reden, so oft Zeit und Umstände es erlauben wollen. Ob ihr aber meine Briefe eher empfangen werdet, als ihr, will's Gott! mich selber wieder haben sollt; daran zweifle ich. Ich glaube nemlich nicht, daß ich jedesmahl Zeit genug finden werde, einem jeden von euch insbesondere zu schreiben. Nun würde ich aber, wenn die Briefe einzeln fortgeschickt werden sollten, verlegen seyn und nicht wissen, wem ich zuerst und wem ich zuletzt schreiben sollte. Ich vermuthe daher, daß keiner von euch eher einen Brief von mir zu Gesicht bekommen wird, bis die andern gleichfalls einen erhalten werden.

Und womit werde ich euch denn nun in diesen meinen Briefen zu unterhalten suchen? Mit dem, was ich an jedem Orte sehen, hören und bemerken werde, insofern es mir scheinen wird, daß eine Beschreibung davon euch Vergnügen oder Nutzen gewähren könne. Ich muß dir aber wol erst sagen, auf was für Dinge ich, wenn ich reise, meine Aufmerksamkeit vornemlich zu richten pflege.

Es war eine Zeit, da ich, so oft ich an einen fremden Ort kam, kein dringenderes Geschäft hatte, als mich zuvörderst zu erkundigen, ob an diesem Orte etwa ein Schloß, eine Bibliothek, eine Bildergallerie, eine Sammlung von alten oder neuen Kunstwerken u. s. w.

zu sehen wäre, und dann stehendes Fußes hinzugehn, um diese Merkwürdigkeiten — etwa mit Kenneraugen zu beobachten? Zu studiren? O nein! — in Augenschein zu nehmen, lediglich um nachher sagen zu können: das hab ich auch gesehn! Nachdem ich nun schon an manchem Orte von Raritäten dieser Art eine beträchtliche Menge angegafft hatte, da fiel mir eines guten Tages die Frage schwer aufs Herz: was für Nutzen hast du denn nun wol davon gehabt? Bist du etwa klüger, verständiger, weiser und besser dadurch geworden? Hast du irgend etwas daraus gelernt, was dazu dienen könnte, deine oder anderer Menschen Glückseeligkeit zu befördern? Oder bist du dadurch reicher an Menschenkenntniß geworden, und weißt du nun etwa besser, als vorher, was du von deinen Nebenmenschen zu erwarten hast, und wie du mit ihnen umgehen mußt, um, so viel möglich, in Friede und Freundschaft mit ihnen zu leben? — Da stand ich nun, wie Butter an der Sonne, und konnte mir auf diese Fragen auch nicht ein Wörtchen antworten.

Hm! dachte ich da, bist du nicht ein rechter Thor gewesen, Zeit und Geld zu verschwenden, um Dinge kennen zu lernen, deren Kenntniß niemand von dir fordert, weil du weder ein Baumeister, noch ein Gelehrter von Profession, noch ein Künstler bist, und die, wenn du sie auch alle an den Fingern herzuzählen wüßtest,

dich doch nicht um ein Haarbreit geschickter in deinen Berufsgeschäften und nicht um ein Haarbreit weiser und glücklicher machen könnten? Also künftig weg damit! Von nun an will ich meine Augen und meine Aufmerksamkeit nur auf dasjenige richten, wovon ich für mich oder meine Nebenmenschen in demjenigen Stande, worin mich Gott gesetzt hat, irgend einen Nutzen vor mir sehe. Das Leben ist so kurz! und der Dinge, welche jeder in seinem Fache wissen muß, sind so viel! Warum sollte ich meine Zeit damit verderben, in Fächer, welche nicht die meinigen sind, hinüber zu schweifen, und mir Kenntnisse einzusammeln, von denen ich keinen andern Gebrauch zu machen wüßte, als etwa den, in Gesellschaft von Schwätzern oder Geschwätzliebhabern davon zu schwatzen und mir thörigter Weise das Ansehn eines Allwissers zu geben?

Von Stund an nahm ich mir vor, es künftig auf meinen Reisen eben so zu halten, als ich es, wie du weißt, zu Hause zu halten pflege, d. i. mich nur um das zu bekümmern, was zu meinem Berufe gehört. Mein Beruf aber ist, mein eigenes und anderer Menschen Thun und Lassen nebst den Folgen desselben zu beobachten, und dann nachzudenken, wie wir es anzufangen haben, um immer besser zu handeln und immer glücklicher zu werden. Zu meinem Neben-

berufe in Erholungsstunden habe ich, wie du weißt, seit einigen Jahren die Landwirthschaft gemacht. Und nun kannst du ohngefähr errathen, auf was für Dinge ich auf dieser meiner kleinen Reise vornemlich achten werde. Kommt mir nun dabei etwas vor, wovon ich glauben darf, daß es auch dir und andern jungen Leuten zu hören angenehm oder nützlich sey: so werde ich es zum Inhalte meiner Briefe machen.

Wir sind von Trittow bis hier erst zwei Meilen gefahren; und schon sind wir in dieser kleinen Strecke durch viererlei Länder gekommen. Sobald man nemlich auf diesem Wege Holstein verlassen hat, welches, wie du weißt, sehr bald geschieht, weil die Bill, die unsern Hof und Garten umfließt, die Grenze macht: so betritt man Sachsen-Lauenburgischen Grund und Boden, und dieser wechselt hie und da mit Dorfschaften ab, welche theils der Stadt Lübeck, theils dem unter Strelitzischer Landeshoheit stehenden Dohme in Ratzeburg gehören.

Das erste, welches mir bald nach unserer Abreise von euch zum Nachdenken Anlaß gab, war ein Storchnest, welches von den langbeinigten Erbauern desselben zu Möllenrade, dem ersten lauenburgischen Dorfe, auf die Spitze eines mit Stroh gedeckten Hauses mit architectischer Kühnheit hingestellt war. Einer der Alten stand auf dem Rande desselben, und

 schien

schien seine Freude an den heranwachsenden Jungen zu haben, deren einige schon die Köpfe hervorstreckten. Diese durchaus unschädlichen Thiere vertrauen sich und ihre Brut den Wohnungen der Menschen mit einer Zuversicht an, daß man glauben sollte, sie hätten Begriffe von den Rechten der Gastfreundschaft, und wüßten, daß sie durch diese gegen jede Beleidigung gesichert würden. Aber leider, ist es nicht die Billigkeit, sondern der Aberglaube der Landleute, welcher sie so sicher stellt. Diese glauben nemlich steif und fest, daß ihr Haus in Feuer aufgehn würde, sobald man den darauf wohnenden Storch durch irgend eine Beleidigung nöthigte, seine Wohnung anderwärts aufzuschlagen. Ein ähnlicher Aberglaube macht, daß auch die Schwalbe ihr Nest mit gleicher Sicherheit an und in die Hütten dieser Leute kühnlich kleben darf. Ein Schwalbennest, sagen sie, bringt Segen in das Haus.

Mit dem Ursprunge dieses abergläubischen Vorurtheils scheint es mir so zugegangen zu seyn. Ein verständiger Mann von milder Denkungsart wollte seinen rohen, zur Grausamkeit gegen unschädliche Thiere aufgelegten Mitmenschen Schonung und Duldsamkeit gegen dieselben einflößen. Mit Vernunftgründen, dachte er, würde er wenig bei ihnen ausrichten, weil sie diese zu fassen noch nicht fähig wären.

Er

Er erlaubte sich daher einen gutgemeinten Betrug, und machte ihnen weiß, daß die Schwalbe Segen, der Storch Sicherheit vor Feuersbrünsten mit sich führe. Und nun konnten Storch und Schwalbe gemächlich ihre Nester bauen und sicher seyn, daß keiner ihnen etwas zu leide thun würde.

Und was dünkt dir nun, mein junger Freund, war es recht gethan von dem Manne, daß er aus gutgemeinter Absicht seine einfältigen Nebenmenschen täuschte, ihnen einen an sich unschädlichen Aberglauben einflößte, um sie dadurch schonend gegen solche Thiere zu machen, welche nicht nur ganz und gar keinen Schaden thun, sondern vielmehr unsere Wohlthäter sind, indem sie uns von beschwerlichem und schädlichem Ungeziefer befreien? Denke doch ein wenig nach, ob du vielleicht einen Grund zu ersinnen vermagst, warum ein solches Verfahren entweder getadelt oder gebilliget zu werden verdient? Dann überlege ferner: was nun wol jetzt unsere Pflicht erfordere in Ansehung solcher abergläubischen Vorurtheile, welche an sich selbst nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich sind, und wovon wir unsere unwissenden Nebenmenschen ohne unser Zuthun nun einmahl eingenommen sehen? "Ob es recht und weise gehandelt sey, sie dabei zu lassen, oder ob wir vielmehr eilen müssen, ihnen die Augen zu eröffnen und sie den Ungrund solcher Fratzen ein-

 sehen

sehen zu lehren?„ Was mein eigenes Urtheil darüber betrift, so wirst du dasselbe unten *) in einer Note finden. Ich wünsche aber, daß du diese Note nicht eher lesen mögest, bis du für dich selbst entschieden haben wirst, was dir in dieser Sache Recht oder Unrecht scheint.

So-

*) Ich für mein Theil glaube, man müsse niemahls täuschen, sondern immer bei der Wahrheit bleiben, auch wenn es zuweilen scheinen sollte, daß ein abergläubischer Irrthum dem Getäuschten heilsamer, als die reine Wahrheit, seyn werde. Denn wenn dies auch zuweilen wirklich der Fall wäre: so hat doch jede, auch noch so unschuldige abergläubische Meinung allemahl zuverläßig die schädliche Folge, daß sie denjenigen, dem sie eingeflößt wird, geneigt macht, jeden andern, auch den ungereimtesten und verderblichsten Aberglauben gleichfalls willig anzunehmen. Wer erst einmahl sich hat überreden lassen, daß die Schwalbe Segen ins Haus bringe, und daß ein Storchnest auf dem Dache vor Feuer schütze, der wird auch nicht viel Umstände machen, zu glauben, daß es Gespenster und Hexen gebe, daß man durch allerlei Alfanz verborgene Schätze finden, Krankheiten curiren und hundert andere Wunderdinge verrichten könne: und dann gute Nacht, gesunde Vernunft und vernünftiges Betragen; gute Nacht, redlicher Fleiß und kluge Anwendung zweckmäßiger Mittel zu unserm Wohlergehn!

Was

Sobald man auf diesem Wege nach Mölln über die Holsteinische Grenze hinaus ist, verändert sich der Boden. Der Trittauische Sand und Mohrgrund verwandelt sich in Lehm oder Kleierde mit etwas Sand vermischt. Aus einer solchen Vermischung entsteht der sogenannte Mittelboden, der weder zu leicht, noch zu steif, und im Durchschnitt, ein Jahr ins andere

ge-

Was die zweite Frage betrift, so ist meine Meinung darüber diese: ehe man abergläubischen Leuten diejenigen Vorurtheile nimmt, wodurch sie sich bewogen finden, etwas Böses zu unterlassen und etwas Gutes zu thun, suche man erst ihren Verstand aufzuklären, damit sie fähig werden, das Gute aus bessern Gründen zu thun. Bis dahin bestärke man sie zwar nicht in ihrem Irrthum, aber man hüte sich auch, ihnen denselben schon jetzt zu nehmen. Denn gesetzt, ich hätte einen unwissenden Landmann noch nicht aus bessern Gründen überzeugt, daß man so viel möglich, auch gegen die Thiere mitleidig und schonend seyn müsse, und ich finge damit an, seinen Glauben an das Glück, welches die Schwalben bringen, lächerlich zu machen: was würde die Folge davon seyn? Er würde entweder mich für einen leichtsinnigen und bösen Spötter halten, oder, wenn es mir gelungen wäre, ihm seinen Irrthum zu nehmen, so würde er von Stund an den armen Schwalben unter seinem Dache den Krieg ankündigen, und die Gegend würde einige Fliegen- und Mückenfänger weniger haben.

gerechnet, vielleicht unter allen der ergiebigste ist. Denn ohngeachtet der sogenannte strenge Boden, der aus unvermischtem Klei oder Lehm besteht, in einzelnen Jahren bei weitem mehr als jener trägt: so hat er doch das Nachtheilige, daß er unsicher ist, ich will sagen, daß man nicht Jahr ein Jahr aus auf gleich ergiebige Erndten rechnen kann, weil seine jedesmalige Fruchtbarkeit mehr, als die des Mittelbodens, von der Witterung abhängt. Fällt einmahl ein sehr nasses Jahr ein: so laufen die Früchte Gefahr, ersäuft zu werden, weil der steife Lehmgrund den Regen nicht so geschwind, als ein lockeres Erdreich, einzusaugen vermag. Tritt aber, besonders in der Zeit, da der Acker bearbeitet und bestellt werden muß, eine etwas ausserordentliche Dürre, nach vorhergegangener Regenzeit ein; so ist ein solcher Lehmboden schwer zu bearbeiten. Er kann nicht hinlänglich zermalmt und locker gemacht werden, welches doch, wenn der eingestreute Samen Wurzel fassen soll, durchaus erfordert wird. Es ist also, wie es scheint, auch hier, wie überall, die goldene Mittelstraße diejenige, welche am leichtesten und sichersten zum Zweck führt.

Ich weiß, mein lieber Ferdinand, daß du ökonomische Bemerkungen dieser Art, die ein anderer vielleicht trocken und langweilig finden dürfte, nicht ungern liesest: weil du mit mir überzeugt bist, daß

es

es für jeden Menschen nützlich sey, sich von landwirthschaftlichen Dingen wenigstens einige Kenntniß zu erwerben. Ich werde daher fortfahren, solche Anmerkungen von Zeit zu Zeit einzuweben, die du, wenn du den Inhalt meiner Briefe etwa solchen jungen Leuten mittheilen solltest, deren verwöhnter Geschmack sich nur nach abentheurlichen Geschichten oder nach empfindsamen Histörchen sehnt, schon zu überschlagen wissen wirst.

Du kennst den Rest der ehemaligen herrlichen Waldung, durch welche der Weg von Trittow nach Mölln führt, und welche ein Anhang des berühmten Sachsenwaldes ist, der vormahls einen so weiten Umfang hatte, jetzt aber, wie die meisten Waldungen Deutschlands, in so enge Grenzen zusammengeschrumpft ist! Auch in demjenigen Striche, durch welchen ich kam, hat man in den letzten zehn Jahren, so wol auf Holsteinischer als auf Lauenburgischer Seite unbarmherzig aufgeräumt; doch muß ich, so weit bis jetzt meine Beobachtungen reichen, deinen Landesleuten, den Lauenburgern, das Zeugniß geben, daß sie viel sorgfältiger, als unsere jetzigen Mitbürger, die Holsteiner, darauf bedacht gewesen sind, an die Stelle der gefällten Waldungen hie und da wieder neue anzulegen.

Ich

Ich weiß es wol, daß überflüssige Wälder einem Lande in mehr, als einer Betrachtung, nachtheilig sind, und daß Deutschland z. E. sein jetziges milderes und gesunderes Clima der Aufräumung seiner ungeheuern Holzungen verdankt, womit es ehemahls ganz bedeckt war. Ich will auch gern glauben, daß ein guter Waldboden, wenn er zu Acker gemacht wird, viel mehr eintrage, als vorher, da er hundert und mehr Jahre brauchte, um nutzbares Holz zu liefern. Aber da ein gut eingerichteter Staat im Großen, wie eine wohlgeordnete Landwirthschafft im Kleinen, bei der Cultur des Landes auf alle seine Bedürfnisse Rücksicht nehmen, und also nicht blos auf den grössern oder geringern Werth der Producte, sondern auch auf die grössere oder geringere Entbehrlichkeit derselben sehen muß: so scheint es mir, wie vielen andern, ein großer Fehler unserer Zeit zu seyn, daß man mit den Holzungen nicht wirthschaftlich genug umgegangen ist, nicht frühzeitig genug darauf gedacht hat, neue Holzaufschläge für die Nachkommenschaft in hinreichender Vielheit anzulegen.

Unser Holstein war ehemahls so reich an Holz und Steinen, daß es, wie man sagt, seinen Nahmen davon erhielt. Wie es in Ansehung des erstern jetzt bestellt ist, wissen wir. Der allgemeine Holzmangel wird mit jedem Jahre drückender. Noch vor drei

Jahren

Jahren galt der Faden Büchenholz zu Trittow sechs Mark, in Hamburg zehn: jetzt ist am ersteren Orte kaum noch für zehn, am letzteren für achtzehn Mark der Faden *) zu haben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Preise mit jedem Jahre höher steigen werden. Was hilft es nun dem Bauer, ein paar Aecker mehr, als vormahls, zu haben, die er etwa zu zehn Thaler jährlich nützen mag, wenn er für benöthigtes Brenn- und Nutzholz jetzt jährlich zwanzig bis dreissig Thaler mehr ausgeben muß, als sonst? Ist er durch die Vermehrung seiner Ländereien wohlhabender geworden? Man rechne. — Aber die Regierung, sagt man, hat dabei gewonnen! Wirklich? Also kann die Regierung gewinnen, indem der Unterthan verliert? Laß dir das nicht weiß machen, mein Sohn! der Reichthum, die Macht und das Glück des Regenten sind von dem Wohl der Unterthanen unzertrennlich; und es wäre eine misverstandene Regierungskunst, die es darauf anlegen wollte, die Beutel der Unterthanen auszuleeren, um des Fürsten Schatzkammer anzufüllen. —

Aber siehe, wie man sich verlaufen kann! Ich wollte dir einige Bemerkungen aus meinem kleinen Reisejournal mittheilen: und hätte beinahe angefangen,

*) Der Faden Holz ist hier ein Haufe, der sieben Fuß lang, sieben hoch und zwei Fuß dick ist.

fangen, dir von Politik und Staatswirthschaft vorzureden. Laß uns geschwind wieder einlenken!

Die Bestimmung, seinem Vaterlande als Forstmann zu dienen, ist in unsern Zeiten ein Fach, worin man sich des allgemein Ueberhand nehmenden Holzmangels wegen um die Menschheit sehr verdient machen kann, wenn man nemlich dafür Sorge trägt, daß in holzleeren Gegenden neue Waldungen zugezogen werden. Es giebt der öden unbebauten Heidegegenden in Deutschland noch so viele! Warum verwandelt man sie nicht, zum Theil wenigstens, in Wälder von Fichten oder Kiefern, denen selbst die unfruchtbarste Sandschelle genüget? Und warum denkt man noch nicht daran, gewisse, leicht fortzupflanzende Baumarten bei uns einzuführen, die zwar ein etwas schlechteres Brennholz gewähren, aber auch zu ihrem Wachsthum nicht den zwanzigsten Theil der Zeit gebrauchen, welche die Büche und noch mehr die Eiche nöthig hat? Die italienische Pappel z. E. wächst in zehn bis zwanzig Jahren zu einem sehr hohen und dicken Stamme auf; und man pflanzt sie, wie die Weiden, durch abgeschnittene Zweige fort. Wie geschwind liesse sich ein Paar Dutzend dieser Bäume, auf unsere großen unfruchtbaren Heiden gesetzt, zu einem ganzen Walde vermehren, besonders da man

zu-

zu dieser Fortpflanzung keine starke Aeste, sondern nur junge Schößlinge brauchen kann? Genug hiervon!

Mölln ist ein altes kleines Städtchen, das etwa 250 Häuser in sich fassen mag. Es liegt in einer, mit angenehmen kleinen Bergen umgebenen Gegend, auf einer Halbinsel, die der Möllner See bespült. So unbedeutend dieser Ort auch ist, so kennt ihn doch jedermann, als den angeblichen Begräbnißort des berühmten Eulenspiegels. Man zeigt hier nicht blos das Grab desselben, auf welchem jetzt ein dicker Baum steht, sondern auch in einem an der Kirche befindlichen Schranke einige Denkmäler von ihm, z. E. eine sehr hohe hölzerne Trinkkanne, welche oben bei der Oeffnung so spitz zuläuft, daß die Nase dessen, der daraus trinkt, darüber weg steht. Diese Kanne, sagt man, ließ er sich verfertigen, um diejenigen Lügen zu strafen, welche ihm den Vorwurf machten, "daß er die Nase unablässig in der Kanne habe." Ausserdem ist hier auch der Degen, den er trug, eine Abbildung von ihm und seiner Mutter in einer elenden Schilderei, und ein Fragment seines Leichensteins zu sehn, auf dem man die Symbolen seines Nahmens, eine Eule und einen Spiegel, erkennt. In den Stamm des Baums auf seinem Grabe sind unzählich viele Nägel geschlagen. Hierdurch suchen nemlich alle durchreisende Handwerksbursche sich hier ein Denkmal zu errichten,

 und

und einen Beweis ihres Hierseyns auf den Fall zu hinterlassen, daß ihnen die Ehre, Eulenspiegels Grab gesehn zu haben, jemals streitig gemacht werden sollte.

Uebrigens sind alle meine Bemühungen, von dem Leben und Wandel dieses berühmten Thoren Nachrichten aufzutreiben, welche zuverlässiger wären, als was die Volkssage von ihm verbreitet hat, vergebens gewesen. Durch mündliche Ueberlieferungen will man hier noch wissen, daß sein eigentlicher Geburtsort ein nicht weit von hier gelegenes lauenburgisches Dorf, Groß Pampau, sey, wo man noch die Hütte zeigt, in welcher er gebohren seyn soll. Aber da dies letztere zuverlässig unwahr ist, weil diese Hütte so alt noch nicht seyn kann: so wird es auch wol jenes seyn.

Der See bei Mölln ist zwar nicht groß, aber eines gewissen Umstandes wegen, vor vielen grössern Landseen besonders merkwürdig. Durch ihn nemlich findet eine Verbindung der Ostsee mit der Nordsee oder dem deutschen Meere statt. "Wie das seyn könne, da dieser kleine See mitten im Lande liegt?" Das will ich dir erklären.

Es ergießt sich aus diesem See ein kleiner Fluß, und fließt hierauf nordwärts nach Lübeck hin, wo er in die Trave und mit dieser bei Travemünde in die Ostsee fällt. Dieser kleine Fluß wird die Steckenitz

ge-

genannt. Auf der andern Seite des See's hat man verschiedene kleine Bäche in einen Graben zusammen geleitet und diesen mit dem See so verbunden, daß durch Hülfe einiger Schleusen Schiffe aus dem Graben in den See und aus diesem in jenen fahren können. Dieses aufgefangene Gewässer nun, welches bald die Delvenau, bald gleichfalls die Steckenitz genannt wird, fließt ohngefähr vier Meilen weit südwärts nach Lauenburg, wo es in die Elbe fällt, und mit dieser, wie bekannt, sich in die Nordsee ergießt. Man kann also aus der Ostsee in die Trave bis nach Lübeck, von da auf der Steckenitz bis in den Möllner See, aus diesen durch die Delvenau oder die zweite Steckenitz nach Lauenburg in die Elbe, und auf der Elbe bei Hamburg vorbei in die Nordsee fahren.

Allein diese Schiffahrt hat ihre Unbequemlichkeiten. Weil nemlich das Wasser dieser beiden kleinen Flüsse von Zeit zu Zeit durch eine Schleuse gestauet werden muß, damit es die erforderliche Höhe erreiche: so braucht ein von Lübeck abgehendes Fahrzeug wol vierzehn Tage Zeit, um nach Lauenburg zu kommen, ohngeachtet beide Oerter nur sieben bis acht Meilen aus einander liegen. Uebrigens tragen diese Fahrzeuge sechs Lasten, das ist, zwölf Tonnen oder 24000 Pfund. Denn, welches ich im Vorbeigehn zu merken bitte, eine Tonne ist in der Schiffersprache ein Gewicht von

2000 Pfund oder zwanzig Centner, und zwei Tonnen, also 4000 Pfund, machen eine Schiffslast aus.

Uebrigens ist Mölln ein überaus nahrhaftes Städtchen, theils seines Holzhandels, theils und vornemlich aber seiner Bierbrauereien wegen. Man brauet hier ein in der That unangenehmes, aber von den Landleuten, vermuthlich seiner betäubenden Kraft wegen, sehr hochgeschätztes Bier, welches unter dem Nahmen Laken auf vier bis sechs Meilen in die Runde verfahren und in allen Wirthshäusern geschenkt wird. Ob es wahr sey, was man sagt, daß die berauschende Kraft dieses Getränks aus einer Zuthat von betäubenden Kräutern und von Brandteweinhefen herrühre, lasse ich unentschieden. Es wäre in der That schlimm für arme Reisende, wenn man die abscheuliche in Deutschland leider! herrschende Kunst, elenden Wein durch höchstschädliche Zuthaten aufzustutzen, auch auf andere Getränke ausdehnen wollte; und es ist unbegreiflich, wie die deutsche Policei gegen Mißbräuche dieser Art sich so unachtsam bezeugen könne.

Aber es ist Zeit aufzuhören. Castor und Pollux *) stehen schon wieder aufgeschirrt, und ihr Wiehern, welches die Stelle des Posthorns vertritt, ruft mich ab. Lebe wohl, lieber Ferdinand! Aus Ratzeburg ein Mehreres.

Zwei-

*) Pferde des Verfassers.

Zweiter Brief.

Ratzeburg den 21 Jun. 1785.

Meine liebe Lotte,

Heute werde ich mich mit dir unterhalten. Ich setze mich in Gedanken neben dir in unserer Laube am Wasser hin; du strickst, und ich erzähle.

Razeburg, wo wir gestern ankamen, ist seiner wunderschönen Lage nach, eins der niedlichsten Städtchen, welche man in Deutschland sehen kann. Ich will versuchen, ob ich dir ein klein Gemählde davon zu machen im Stande bin.

Stelle dir also vor, daß du einen stillen spiegelglatten Landsee mit vielen malerischen Krümmungen vor dir siehst, der ohngefähr zwei Meilen im Umfange haben mag. In demselben erblickst du eine kleine grüne Insel, die wie ein sanfterhobener Hügel aus dem Wasser hervorsteigt. Diese Insel ist mit einem ziemlich regelmäßig angelegten Städtchen bebaut, welches, von fern gesehn, seiner rothen Ziegeldächer wegen, erst seit gestern fertig geworden zu seyn scheint. Denke dir, du sähest eine glattpolierte Schüssel, mit rothen Krebsen angefüllt, den Rand mit grüner Petersilje belegt; und was du siehst, ist Razeburg.

Nun blicke rund umher, um die schönen Anhöhen und Berge zu sehn, welche dem See zur Einfassung dienen. Einige derselben tragen hohe Waldung auf ihren Rücken; andere bieten reiche Kornfelder und Wiesen dar. Wie sich das krümmt und windet; hier aufsteigt, dort allmählig sich herabsenkt, um sich abermahls in einer andern Form zu heben! Der See scheint nur da zu seyn, damit die schönen Hügel in ihrem mannigfaltigen Naturschmucke sich darin spiegeln mögen. Das Ganze macht ein Gemählde, an dem man sich nicht satt sehen kann.

Die kleine Inselstadt hängt auf der einen Seite durch eine lange lange Brücke — ich schätze sie ohngefähr auf vierhundert Schritt — und auf der andern durch einen Damm mit dem Lande zusammen. Sie hat einige, wie wol unbedeutende Festungswerke; und ihr neues Ansehn rührt daher, weil sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine dänische Bombardirung gänzlich eingeäschert wurde, und also von neuem wieder aufgebaut werden mußte. Man verschonte damahls nur den Dohm und die Stadtkirche.

Dieser Dohm ist ein ziemlich großes und ansehnliches Gebäude von gothischer Bauart. Wir besahen denselben diesen Morgen, und ich will dir erzählen, was ich Merkwürdiges darin fand.

Gleich

Gleich beim Eintritt fielen mir einige sehr schlechte Wandgemählde in die Augen, unter denen sich eins durch eine auffallende Sonderbarkeit der Figuren auszeichnete. Es sollte eine Vorstellung der sogenannten Dreifaltigkeit seyn, die sich durch einen Kreis alter Männer etwas vorsingen und vorspielen läßt. Die erste Person ist, wie gewöhnlich, als ein alter Mann mit langem Barte, die zweite als ein Lamm mit acht Hörnern, und die dritte — ich spaße nicht, wenigstens habe ich mit meinen zwei Augen nichts anders herausbringen können — als ein sogenannter Vogelgreiff vorgestellt. Was der Mahler oder derjenige, der die Idee dazu hergab, sich dabei gedacht haben möge, ist mir ein Geheimniß.

Aber ein noch grösseres Geheimniß ist es mir, warum man abgeschmackte Bilder dieser Art noch immer ohne Zweck und Absicht in unsern Kirchen duldet, da sie doch offenbar zu nichts anders dienen können, als die Aufmerksamkeit der Leute zu stören und unsern Bethhäusern ganz das Ansehn heidnischer Götzentempel aus den rohesten Zeiten zu geben. Es ist unglaublich, wie weit die Nachlässigkeit unserer Geistlichen, unserer Kirchenvorsteher und Gemeinden in diesem Stück zu gehen pflegt. Selten kommt man in eine alte Kirche, ohne daß man auf die allerabgeschmacktesten und ärgerlichsten Stücke dieser Art stößt, die zum Theil recht

 eigent-

eigentlich dazu aufbewahrt zu seyn scheinen, um den dicksten Aberglauben zu erhalten, und Gesinnungen einzuflößen, die dem Geiste des reinen Christenthums schnurgrade entgegen gesetzt sind. Höre nur weiter, liebe Lotte, was ich ferner fand.

Neben dem Altare ist ein Kunstwerk von Bildhauerarbeit zu sehn, welches einen Theil der Passionsgeschichte darstellt; und über demselben stehn in einem Schranke Abbildungen der Apostel, aus Silber gegossen. Unter diesem Kunstwerke nun, etwa drei Schritte weit von eben dem Altare, vor welchem der Priester alle Sonntage Gottes Segen über die Gemeinde herabwünscht, steht — sollte man es glauben? — folgender unchristliche Fluch mit großen goldenen Buchstaben geschrieben:

> Wer an diesem, zu Gottes Ehren, dieser Kirchen Zierde und Dankbarkeit allhier aufgerichteten und geheiligten Werke, das geringste wissentlich besudelt, zerbricht, verletzet oder davon entwendet, der sey verflucht an allen seinen Gliedmaaßen, an allen seinen Gütern, an allen Orten und zu allen Zeiten, und dieser Fluch bleibe kräftig, wann schon einer sagen würde: der Segen des Herrn sey über dich!

Was

Was sagst du von der Denkungsart des Mannes, der eine solche Verwünschungsformel auszusinnen vermogte, und was denkst du von der Nachläſſigkeit, mit welcher man einen so abscheulichen Fluch zu jedermanns Ansicht in einem Hause stehen läßt, in welchem die sanfte Lehre Jesu Christi geprediget werden soll, die nichts als Liebe, Nachsicht und Versöhnung haucht?

In einem Nebengebäude dieses Dohms, ist die Dohmschule, die eher einem Kerker, als einem Orte gleicht, wo der Jugend angenehme und nützliche Kenntnisse eingeflößt werden sollen. Da ich von dem ersten Lehrer derselben, einem wackern, eifrigen und geschickten Manne, in seine Classe oder Schulstube geführt ward, überfiel mich fast ein kleiner Schauer. Stelle dir ein dunkles Zimmerchen, etwa halb so groß als meine Arbeitsstube, mit dickem Gemäuer und zwei kleinen Fenstern vor. In diesem Loche müssen wenigstens zwanzig junge Leute mit ihrem Lehrer den größten Theil der Tageszeit zubringen, und was das Schlimmste ist: so versammlen sich hier nicht bloß diejenigen Schüler, die zu einer Classe gehören, und die also einerlei Unterricht empfangen, sondern auch — in Ermangelung eines zweiten Stalls — diejenigen, welche die zweite Classe ausmachen. Diese müssen, so lange jene gelehrt werden, in einer entgegenge-

 setzten

setzten Ecke ihr eigenes Wesen treiben. Ist es nicht schändlich, solche erbärmliche Schulanstalten in unsern Zeiten noch an so manchem Orte anzutreffen?

In einem besondern Zimmer dieses klostermäßigen Gebäudes ist etwas aufgestellt, was man — die Bibliothek nennt; eine erbärmlich kleine Sammlung von allerhand, größtentheils unbedeutenden und unbrauchbaren Büchern, ohne Zweck und Ordnung gesammlet. Aber auf einem Tische dieses Zimmers sieht man etwas, welches einem Alterthumskundigen eine angenehme Unterhaltung gewähren kann. Ich, der ich kein Alterthumskundiger bin, sahe mit meinen ungelehrten Augen blos eine Sammlung alter unförmlicher metallener Götzenbilder der alten Wenden, eines heidnischen Volks, welches ehemahls Mecklenburg und Pommern bewohnte, und von da aus sich in mehrere Länder ausgebreitet hatte. Die vorzüglichste Gottheit dieses Volks war ihr sogenannter Radegast, welchen man hier, ich weiß nicht wie vielmahl, aber immer fast auf eine und eben dieselbe Art abgebildet sieht. Er ist nemlich wie ein Mann von ungestalter Gesichtsbildung vorgestellt, der einen Spieß in der Hand hat, und auf dessen Kopfe ein Vogel sitzt, der ungefähr wie eine Gans aussieht.

Diese Götzenbilder wurden vor einiger Zeit von einem mecklenburgischen Bauer in der Gegend des Tollenser-See's in der Erde gefunden, und zwar an einem Orte, wo die Wenden ehemahls eine grosse Stadt, Nahmens Rhetra, gehabt haben sollen, von welcher jetzt auch nicht die geringste Spur mehr übrig ist. Der Dohm von Ratzeburg kaufte diese gefundene Seltenheiten an sich, um sie hier zum Gebrauch der Geschichtsforscher aufzubewahren.

Aber was schwatze ich dir da von Dingen vor, welche dich nicht angehn, und worüber ich selbst so wenig Lehrreiches zu sagen habe? Ich mögte die ganze Seite, die ich damit angefüllt habe, wieder ausstreichen. Aber sie bleibe für Ferdinand und Anton stehen; für dich, mein Kind, sey das, was ich nunmehr schreiben will.

Ich aß gestern Abend von einem Braten, der schon vierzehn Tage alt, und in weniger als einer Stunde gar gemacht war; und ich fand ihn, nicht nur noch vollkommen frisch, sondern auch so durchgebraten, als einen, der wol zwei oder mehr Stunden lang am Spieß gesteckt hat. Beides erweckte meine Verwunderung; und ich hielt es der Mühe werth, zu untersuchen, wodurch man doch wol das eine wie das andere mögte erhalten haben? Und da brachte ich denn Folgendes heraus. Das Fleisch war weder

in

in einem Eiskeller, noch in einem Keller überhaupt, sondern in freier Luft und zwar auf der Hausdiele in einem zwischen zwei entgegengesetzten, immer offenen Thüren hängenden Fliegenschranke aufbewahrt worden. Der Flor, womit ein solcher Schrank umgeben ist, hatte es vor Insecten und die Zugluft, worin es hing, vor der Fäulniß geschützt. Was aber die Geschwindigkeit betrift, womit man dieses Fleisch gebraten hatte, so war dieselbe dadurch bewerkstelliget worden, daß man auf beiden Seiten des Bratenwenders ein gleich großes Feuer angelegt hatte, wodurch das Fleisch einer doppelten Hitze von vorn und von hinten ausgesetzt wurde. Damit es aber hierbei nicht vom Rauche leiden mögte: so hatte man Sorge getragen, nichts als gutes und vollkommen trockenes Holz anzulegen.

Ich erinnere mich hierbei eines andern Mittels, frisches Fleisch in Sommertagen vor der Fäulniß zu bewahren, welches ich neulich von einem Trittauischen Oeconomen lernte, und welches eben so probat seyn soll. Dieses besteht darin, daß man das Fleisch in Kalchwasser legt, bis man es brauchen will. Ueber dieses Mittel zankten sich neulich in England zwei Schriftsteller, deren einer in Ansehung der Wirkungen des Kalchwassers grade das Gegentheil von demjenigen behauptete, was der andere davon versichert hatte. Der eine behauptete nemlich, es hindere, der andere,

es

es befördere die Fäulniß, und beide beriefen sich auf Versuche, die sie selbst damit angestellt hätten. Ein dritter, welcher beide als ehrliche Männer kannte, die wissentlich keine Unwahrheit sagen würden, machte ihnen die Versuche nach, und merkte bald, wo das Misverständniß verborgen läge. Er stellte nemlich eine doppelte Probe an; die eine mit Fleisch, die andere mit Fischen. Und da fand er denn, daß das Kalchwasser auf diese zweierlei Dinge eine ganz entgegengesetzte Wirkung äussere; die Fische geriethen bald in Fäulniß, aber das Fleisch blieb frisch. Er machte hierauf bekannt, daß beide Männer recht hätten, und daß ihr Widerspruch blos daher rühre, daß der eine seinen Versuch an Fleisch, der andere an Fischen gemacht habe. —

Sieh, liebe Lotte, das sind Kenntnisse, welche recht eigentlich für dich gehören, und die du daher, so oft du Gelegenheit dazu hast, mit großer Sorgfalt einsammeln mußt. Alles, was einen Vortheil in der Haushaltung gewährt, alles, was dazu dienen kann, die Ausgaben zu vermindern und den häuslichen Wohlstand zu vergrössern: das muß dir wichtig seyn; das muß zu der dir nöthigen Gelehrsamkeit gerechnet werden. Jede andere Art von Gelehrsamkeit würde dir nicht allein unnütz, sondern auch zugleich sehr schädlich seyn, weil sie dich von deiner Bestimmung —

eine

eine gute Hausmutter einst zu werden — abführen würde. Also weg damit!

Jetzt will ich dir etwas von den Bewohnern dieses niedlichen Städtchens erzählen. Zwar bin ich nur erst vier und zwanzig Stunden hier; und wer darf sich rühmen, in so kurzer Zeit, auch nur einen einzigen, geschweige eine ganze Stadt voll Menschen, nach ihrem Character und nach ihren Sitten, gründlich kennen gelernt zu haben? Aber man sieht denn doch in solcher Zeit — wenn man anders ein Paar gesunde Augen und etwas Bemerkungsgeist mitgebracht hat — bald dieses bald jenes, woraus sich für den, der schon mehr Menschen kennt und im Nachdenken über menschliche Handlungen kein Neuling ist, doch schon manches schließen läßt. Höre, liebes Kind, was ich auf diese Weise von der Gemüthsart und den Sitten der Ratzeburger herausgebracht habe.

Ein Hauptzug in ihrem Character scheinet die Geselligkeit zu seyn; eine Tugend, welche man nur an kleinen Orten, nicht in großen Städten suchen muß. Denn, was man da für Geselligkeit gehalten wissen mögte — das ceremoniöse Zusammenkommen geputzter und gezierter Menschen, die sich versammeln, um einander das Geld aus dem Beutel zu locken, und dann, auf Kosten der Gesundheit, Stundenlang zu prassen — verdient diesen Nahmen nicht. Wahre

Ge-

Geselligkeit besteht in einem Verlangen, seine Gedanken und Empfindungen andern mitzutheilen, und an den Empfindungen und Gedanken anderer Menschen Theil zu nehmen; und diese Geselligkeit verträgt sich weder mit Ziererei, noch mit Prunk und Prassen. Sie liebt vielmehr das Simple, das Natürliche, das Frugale und Eingezogene. Wo dieses fehlt — und es fehlt leider! jetzt in allen großen Städten — da kann man wol glänzende Assembleen, schwelgerische Gastmahle, Spiel- und Tanzgesellschaften, aber keine gesellige Zusammenkünfte haben.

Hier also scheint mir noch viel wahre Geselligkeit zu herrschen. Es leben an diesem kleinen Orte ungefähr dreissig gesittete Familien, die, wenn ich anders recht gehört habe, wöchentlich zweimahl zusammen kommen, nicht um einander arm zu machen, sondern um bei einem frugalen kalten Abendessen sich von den Geschäften des Tages zu erholen, Verstand und Herz durch vernünftige und muntere Gespräche zu nähren, und sich durch mäßiges Vergnügen zu künftiger Geschäftigkeit aufzuheitern. Wie wenig Aufwand bei solchen Zusammenkünften gemacht werde, erhellet daraus, daß verschiedene der daran theilnehmenden Familien jährlich kaum 500 Rthlr. einzunehmen haben, und sich doch im Stande sehn, diese große Gesellschaft, so oft die Reihe an sie kömmt, zu bewirthen.

Ich

Ich hatte, ich weiß nicht wo, gehört, daß die Ratzeburger Damen den Geruch einer ausserordentlichen Empfindsamkeit hätten. Vielleicht erinnerst du dich, daß ich dir wol sonst schon erklärt habe, was man mit diesem Worte sagen will: aber da es auch seyn kann, daß du es wieder vergessen hast, so will ich es dir noch einmahl erklären.

Empfindsame Leute nennt man solche, die ein gar zu zartes und gar zu lebhaftes Gefühl haben, und dadurch sowol zur Führung eines zufriedenen Lebens, als auch zur Erfüllung solcher Pflichten, welche Kaltblütigkeit, zuweilen auch etwas Unempfindlichkeit und Strenge erfordern, in einem gewissen Grade unfähig geworden sind. Diesen Fehler trift man bei solchen Personen beiderlei Geschlechts, besonders aber des eurigen an, welche durch eine stillsitzende weichliche Lebensart ihren Körper verzärtelten, und durch zu häufiges Lesen der Dichter und anderer sogenannter schönen Geister ihre Empfindungen bis zum Uebermaaße verfeinerten; sich dadurch nach und nach von aller körperlichen Geschäftigkeit entwöhnten, und zu den meisten Verrichtungen des menschlichen Lebens unfähig wurden. Ich will dir einige Merkmale angeben, woran du Leute dieser Art, welche gewiß allemahl unglückliche Leute sind, leicht erkennen kannst.

Wenn

Wenn du z. E. hörst, daß ein Frauenzimmer von nichts lieber, als von ihrer Lectüre, besonders in poetischen und romanhaften Schriften, schwatzt; wenn sie die Einsamkeit sucht, nicht, um sich ungestört beschäftigen, sondern um ungestört und unbeobachtet müßigen Empfindungen nachhängen zu können; wenn sie bei schönen Naturgegenständen, in einer hübschen Gegend, bei einem murmelnden Bache, beim Anblick des Mondes, oder beim Gesange der Nachtigal, entweder in unmäßiges Entzücken ausbricht, oder in melancholische Schwermuth dahinsinkt; wenn sie die Küche beschicken soll, und nicht im Stande ist, ein Huhn abzuschlachten oder nur abschlachten zu sehn, ohne Gefahr zu laufen, in Ohnmacht zu fallen; wenn sie ohne erhebliche Ursachen, und besonders dann unthätig zu seufzen, zu klagen und zu weinen pflegt, wann sie thätig seyn und helfen sollte; und endlich, wenn du siehst, daß sie ihr Hauswesen in Unordnung gerathen läßt, weil sie lieber ihrer schönen Lectüre, ihrer empfindsamen Correspondenz und ihren Grillen nachhängt, als diejenigen häuslichen und wirthschaftlichen Geschäfte verrichtet, welche sie verrichten sollte: dann wisse, meine Tochter, daß ein solches Frauenzimmer empfindsam sey.

Was nun die hiesigen Damen anbetrifft: so glaube ich, daß der Vorwurf der Empfindsamkeit

 ihnen

ihnen mit Unrecht gemacht werde. Ich bin mit verschiedenen derselben in Gesellschaft gewesen, habe wackere und vernünftige Frauen, welche brave Gattinnen, brave Mütter, brave Vorsteherinnen ihrer Hauswirthschaft zu seyn schienen, aber auch nicht eine einzige empfindsame Närrin unter ihnen gefunden. Du siehst also, daß man auf die Verläumdung, welche ganzen Oertern und ganzen Classen von Menschen wiederfährt, eben so wenig, als auf diejenigen bauen muß, welche einzelne Personen trifft.

Gutmüthigkeit, Verträglichkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit und Nüchternheit scheinen hervorstechende Züge in dem Charakter dieses Völkchens zu seyn. Ich will dir sagen, woraus ich das geschlossen habe.

Als ich hier ankam, war grade Freischießen. Du hast dergleichen öffentliche Bürgerfeste wol schon an andern Orten gesehn, und wirst bemerkt haben, wie wild, unbändig und unmäßig das Volk sich bei solchen Gelegenheiten aufzuführen pflegt. Nun höre, wie es hier ging.

Gestern Abend wurde der neuerwählte König unter dem Donner einiger auf dem Markt gepflanzter Kanonen in die Stadt geführt. Der Zulauf von Menschen war dabei so groß, als er in einem Städtchen, welches etwa funfzehnhundert Einwohner zählen mag, nur immer seyn kann. Man konnte erwarten,

daß

daß unter den einmarschirenden Freischützen wenigstens einige Betrunkene, und unter der zulaufenden Menge wenigstens einige unbändige Schreier und Zotenmacher wahrgenommen werden würden; aber nein! man bemerkte nichts von dem. Der Zug ging feierlich und ohne sonderlichen Lerm nach dem Hause des abwesenden Commendanten, und von da zurück nach dem Rathskeller, wo für die Schützengesellschaft ein Abendessen zubereitet war, welches sich mit einem Balle endigen sollte. Unglücklicher Weise hatte ich auf eben diesem Rathskeller mein Quartier genommen; ich mußte also schon darauf gefaßt seyn, eine unruhige und schlaflose Nacht zu haben.

Aber was geschahe? Da ich Abends um eilf Uhr zu Hause kam, fand ich die ganze große Gesellschaft schon mitten im fröhlichen Getümmel. Das Haus war so gedrängt voll, daß ich Mühe hatte, mich bis nach meinem Zimmer durchzuarbeiten. Aber auch hier bemerkte ich, so weit ich sehen und hören konnte, keinen einzigen Betrunkenen, keinen einzigen Zänker, keinen, welcher die einem Fremden gebührende Achtung gegen meinen Reisegefährten und mich aus den Augen setzte. Die Sache kam mir unglaublich vor; ich traute meinen eigenen Augen nicht. Ich machte mir daher ein Gewerbe, ging noch einmahl durch die Menge hin, und sahe scharf umher: aber ich bemerkte keine an-

dere als freundliche, bescheidene und fröhliche Gesichter; und ich ging nach meiner Kammer mit dem Gedanken zurück, daß die gutartige Freude solcher Leute es wol verdiene, daß man sich ihrentwegen eine unruhige Nacht gefallen lasse.

Aber es bedurfte dieser Aufopferung von meiner Seite nicht. Mein Zimmer war in einem etwas entfernten Theile des Hauses, und das Geräusch war in Betracht der großen Menge derer, die sich hier belustigten, so überaus gemäßiget, daß es mich weder am Einschlafen hinderte, noch mich aus meinem ruhigen Schlafe auch nur ein einziges mahl aufweckte.

Was mich am meisten — soll ich sagen wunderte oder freute? — war die Bemerkung, daß die Tugenden, die ich jetzt an den Bürgern dieser kleinen Stadt gelobt habe, auch den hier in Garnison liegenden Officieren und Soldaten, vom General bis zum Trommelschläger, eigen zu seyn scheinen. Nie habe ich unter Leuten dieses Standes mehr Bescheidenheit, Höflichkeit und Artigkeit gesehn, als hier. Da begegnet dir kein Soldat, der dich nicht freundlich grüßt. Da gafft dir kein junger Officier, wenn du bei ihm vorübergehst, mit militärischer Unverschämtheit ins Gesicht, oder witzelt dir nach, wie man an jungen Gecken dieses Standes sonst wol gewohnt ist. Da kannst du dicht vor der versammelten Wache vorbei-

gehn,

gehn, ohne in den Gesichtern der ehrlichen Musquetiers eine einzige unbescheidene Miene zu sehn, oder zu hören, daß ein einziger alberner Scherz auf deine Rechnung gemacht werde.

Wie mich das gefreut hat! Aber da sieht man, was das Beispiel der Obern vermag. Der würdige General von Ahlefeldt, der Cheff dieses Regiments, ist ein so rechtschaffener und braver Mann, daß er nicht blos von seinen Untergebenen, sondern auch von den Bürgern dieser Stadt, welche das Glück haben, ihn als Commendanten zu besitzen, als ein Vater geehrt und geliebt wird. Sein persönliches Beispiel scheint hier mehr gewirkt zu haben, als sonst die strengste Kriegeszucht vermag.

Aus einer gleichen Ursache erkläre ich mir den gutmüthigen stillen Charakter der hiesigen Bürgerschaft. Die Stadt hat das Glück, zwei gleich rechtschaffene, aufgeklärte, sanftmüthige und duldsame Geistliche zu besitzen, und es ist unmöglich, daß das Beispiel und der Unterricht solcher Religionslehrer nicht einen großen und merklichen Einfluß auf die Sitten des Volks haben sollten. Der eine dieser beiden guten Männer ist der Generalsuperintendent Alberti, und der andere mein würdiger Freund, der Prediger Langreuter, der auch dem Publico als Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist.

Eins verbitterte mir die Freude, welche mir die obigen Bemerkungen machten. Ich sahe nemlich mit Bekümmerniß, daß es dem Dämon, Prachtliebe genannt, auch bei diesem guten Völkchen schon in einem gewissen Grade gelungen ist, den Leutlein die Köpfe zu verdrehen, und ihnen vorzugaukeln, daß geziertes und geputztes Wesen dem Menschen einen größern Werth zu geben vermöge. Ich sahe Schusterweiber und Schneidertöchter bei dem oben beschriebenen Bürgerfeste mit einem Prunke und Flitterstaate erscheinen, dessen Anblick mir in der Seele weh that. Ich hätte mich, wenn so was ohne Schwärmerei geschehen könnte, öffentlich auf dem Markt hinstellen, und den guten Leuten zurufen mögen: « o hütet euch, so lieb euch eure und eurer Kinder Wohlfahrt ist, vor aller Nachäffung der verfeinerten, eiteln und üppigen Bewohner großer Städte! Bleibt der edeln Einfalt eurer Väter und Mütter in Kleidung, Sitten und Lebensart getreu, und vermehrt eure Bedürfnisse nicht: sonst, o ihr guten Leute, sonst ist es wahrlich geschehn um eure Glückseligkeit!» Aber ich beruhigte mich durch den Gedanken, daß den biedern Geistlichen des Orts diese Verirrung ihrer Pfarrkinder nicht verborgen geblieben ist — denn sie selbst machten mich aufmerksam darauf — und daß diese vielvermögende Männer keine Mühe sparen

werden,

werden, sie von diesem Irrwege wieder zurückzuführen.

Noch muß ich dir wol sagen, daß dieser kleine Ort unter einer doppelten Landeshoheit steht. Die eigentliche Stadt nemlich gehört Churhannover; der mit ihr verbundene Dohm aber, nebst den dazugehörigen Häusern dem Herzoge von Mecklenburg Strelitz.

Und nun, denke ich, habe ich dir für dasmahl genug vorgeplaudert. Morgen reisen wir über Gadebusch nach Wismar. Von da werde ich euch mehr schreiben. Und bis dahin lebe wohl, meine liebe Tochter, und vergiß nicht, deiner guten Mutter die Hälfte von den Küssen abzugeben, womit ich dich in Gedanken segne.

Dritter Brief.

Wismar den 24sten Jun. 1785.

Mein lieber Anton,

Das war eine angenehme Reise von Ratzeburg bis hier! Schönes Wetter, guter Weg, tüchtige Pferde und brave Postillons — so viel trifft man selten zusammen. Wenn das Vergnügen, welches ich auf dieser raschen Fahrt genoß, noch von Zeit zu Zeit durch etwas unterbrochen wurde: so war es blos durch den Gedanken an meine lieben abwesenden Trittauer, und durch den vergeblichen Wunsch, euch an meinem Vergnügen Theil nehmen zu sehn. Aber ich will meine Erzählung von vorn anfangen.

Ehegestern Morgen um zehn Uhr verließen wir Ratzeburg mit Dank im Herzen für die angenehmen Stunden, die man uns daselbst gemacht hatte. Der Postillon, welcher uns fuhr, war der gutmüthigste, freundlichste Bursche, der je auf einem Posthorn mag geblasen haben. Er hatte ganz den Character, den ich in meinem Briefe an unsere Lotte an den Ratzeburgern gerühmt habe, das heißt, er war bescheiden, freundlich, nüchtern und sehr gesellig. Ohne Unterlaß hatte er etwas zu fragen oder zu erzählen, und er that beides mit so guter Art und mit so vieler Freundlich-

keit,

keit, daß man weder des einen noch des andern überdrüssig werden konnte. Wir waren schon eine Stunde gefahren, als es mir auffiel, daß er noch kein Pfeifchen angezündet hatte. Ich fragte ihn also: ob er etwa kein Freund vom Rauchen wäre? Und was meinst du, lieber Anton, worin seine Antwort wol bestand? „Ja freilich, sagte er; aber ich besorge, ihnen durch den Tabacksdampf beschwerlich zu fallen.„ Ehrliche Seele! ich hätte dir zu Liebe selbst mitrauchen können, so wenig ich auch sonst ein Freund davon bin.

Wir waren jetzt im Mecklenburgischen, einem Lande, worin man den Ackerbau vor allen andern deutschen Ländern vielleicht zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Aber man muß auch gestehn, daß die Natur hier vorzüglich die Hand dazu geboten hat. Das Erdreich ist in den meisten Gegenden theils schwerer Klei, theils guter Mittelboden; Pferde und Ochsen sind die stärksten und dauerhaftesten, die man sehen kann, und der mecklenburgische Landmann hat ein so unerschöpfliches Maaß von Kraft zur Feldarbeit, daß man darüber in Erstaunen geräth. Er ißt für zwei, aber er arbeitet auch wieder vielleicht für drei von unsern gewöhnlichen Bauern.

Die meiste Feldarbeit wird hier mit Ochsen verrichtet; eine, wie mich dünkt, ungemein vortheilhafte Art des Ackerbau's. Denn erstlich ist dieses Thier so

leicht und wohlfeil zu erhalten; und dann so kostet auch die Anschaffung desselben im Grunde nichts. Denn, wenn ein Ochs verschiedene Jahre geackert hat, so wird er ausgesondert, fett gemacht, und für mehr verkauft, als er beim Einkauf gekostet hatte. Man kann also nicht nur für das daraus gelösete Geld einen andern an seine Stelle anschaffen, sondern es bleiben auch dem Landmann noch einige Thaler reiner Ueberschuß. Und was ihre Arbeit betrifft, so bin ich durch das, was ich hier davon gesehn habe, überzeugt worden, daß ein mecklenburgischer Ochs vor seinem Haken wo nicht mehr, doch sicher eben so viel leistet, als ein gewöhnliches Bauerpferd bei uns vor seinem Pfluge.

Ich sagte, vor seinem Haken; denn so nennt man das landwirthschaftliche Instrument, dessen man sich hier meistentheils, statt des bei uns gewöhnlichen Pfluges, bedient. Du kennst die Zeichnung, die ich im zweiten Theile des jüngern Robinsons von einem ehemaligen griechischen Pfluge gegeben habe. Siehe dieses Bild noch einmahl an; und du wirst dir darnach einen Begriff von dem mecklenburgischen Haken machen können. Denn beide kommen, dem Wesentlichen nach, vollkommen überein. Der Baum, woran dieses Instrument gezogen wird, ist an einem Joche befestiget, welches auf dem Nacken der vorgespannten Ochsen ruht.

Es ist sehr angenehm zu sehn, wie dieses Werkzeug den härtesten Boden aufreißt, durchwühlt und locker macht, indeß die Ochsen ihren langsamen und einförmigen Schritt gehn. Der den Haken leitende Landmann hat nicht, wie bei dem Pfluge, nöthig, sich darauf zu lehnen und nachzudrucken; seine ganze Arbeit besteht blos darin, den Haken durch angebrachte Keilhölzer zu stellen, je nachdem er mehr oder weniger tief eingreifen soll, und ihn dann in der gehörigen Richtung zu erhalten.

Ein Pflug wirft zusammenhängende Erdschollen auf, welche jedesmahl nach einer Seite hin umklappen, und, wenn das Erdreich einigermaaßen steif ist, mit vieler Mühe durch Eggen zermalmt werden müssen. Der Haken hingegen wühlt durch den Acker hin, und wirft die aufgerissene, schon ziemlich zermalmte Erde nach beiden Seiten auf. Du begreifst daher leicht, daß dieses Instrument in Gegenden, welche einen strengen Boden haben, bei weitem das vorzüglichste sey. Ein leichter Sandboden hingegen würde gar zu locker dadurch werden, so daß bei trockener Witterung alle Fruchtbarkeit daraus verfliegen würde. Für diesen also ist der Pflug vorzuziehn.

Unser Weg ging über Gadebusch, ein altes sehr verfallenes Städtchen, dessen Name aber durch eine dabei vorgefallene Schlacht verewiget worden ist.

Hier

Hier wurden nemlich zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere jetzigen Landsleute, die Dänen, von dem schwedischen General Steinbock geschlagen. Wir fuhren über das Schlachtfeld hin. Unser Postillon, der vor einigen Jahren einen Neffen oder Enkel dieses berühmten Steinbocks auf eben dieses Feld gefahren hatte, wuste uns ganz genau zu zeigen, wo die Dänen standen, von welcher Seite die angreifenden Schweden heranrückten, und wohin zuletzt die Geschlagenen die Flucht ergriffen. In Gadebusch fand ich einen hundertjährigen Greis, welcher als ein Knabe von zwölf Jahren diese Schlacht mit angesehn hatte, und die Beschreibung des Postillons bestätigte.

Es wird einem doch sonderbar zu Muthe, wenn man durch so eine Gegend kömmt, in welcher einige tausend unschuldige Menschen als Opfer — entweder fürs Vaterland, oder für den Ehrgeitz und die Habsucht der Fürsten — fallen mußten!

Wir wechselten hier die Pferde und fuhren weiter. Unser neue Postillon glich dem vorigen — dieselbe Freundlichkeit, Gesprächigkeit und Gutmüthigkeit! Wir waren schon drei Meilen gefahren, als ich wahrnahm, daß mein Rohr verloren war. Kaum hatte ich diesen Verlust bekannt gemacht, als mein ehrlicher Postillon sogleich aus freien Stücken ein Pferd ausspannte, sich darauf schwang und zurückgallopirte.

Er

Er ritt eine starke Meile, und ich glaube, er würde noch einmahl so weit zurückgesprengt seyn, wenn ihm nicht Leute begegnet wären, von denen er erfuhr, daß seine Bemühung vergeblich seyn würde. Sehr misvergnügt kam er wieder zurück, und statt seiner vorigen Gesprächigkeit hörten wir von nun an nur noch von Zeit zu Zeit die Worte aus seinem Munde gehn: "wenn wir den Stock nur wiedergefunden hätten!" Das Vergnügen, eine so uneigennützige Theilnehmung bei einem solchen Menschen anzutreffen, war mir für meinen kleinen Verlust ein hinreichender Ersatz.

Abends um neun Uhr erreichten wir Wismar.

Diese Stadt fällt von fern gesehn nicht sonderlich ins Auge, weil sie jetzt keine einzige Thurmspitze mehr hat, ohngeachtet man hier drei sehr große und verschiedene kleinere Kirchen zählt. Einige ihrer ehemaligen Thürme wurden bei verschiedenen Belagerungen, welche diese Stadt gelitten hat, heruntergeschossen; einer wurde vom Sturmwinde herabgeworfen. Mit diesem letztern Unglücksfalle ging es so zu.

Bei einem heftigen Sturme fing man an für diesen Thurm besorgt zu werden, weil man wußte, daß er auf schwachen Füßen stand. Ein Rathsherr, ein Kirchenvorsteher und ein Zimmermann erhielten daher den Auftrag, die Gefahr zu untersuchen, und stiegen hinauf. Aber kaum waren sie bis in diejenige Gegend

gekommen, wo die Glocken zu hängen pflegen, als die hohe Spitze über ihnen plötzlich schwankte, krachte, stürzte. Die erschrockenen Männer sprangen in eine Nische des dicken Gemäuers; der Thurm fiel in sich selbst herab; das Gemäuer und die armen Männer blieben stehen. Da standen sie nun, und sahen mit Grausen in den Abgrund hinab, welcher unter ihnen war: denn der einstürzende Thurm hatte die Zwischenböden zusamt den Treppen fortgerissen. Und in dieser schrecklichen Stellung mußten sie nicht blos die ganze Nacht, sondern, wie man hier versichert, einige Tage lang bleiben: weil man eher kein Mittel fand, sie aus ihrer gräulichen Lage zu befreien. Erst am dritten Tage war man durch Hülfe verbundener Leitern so weit gekommen, daß man ihnen einen Strick zuwerfen konnte, den sie oben befestigen und sich dann daran herablassen mußten. —

Wismar war ehedem eine blühende Handelsstadt, welche viel Manufacturen, starke Schiffahrt und einen ausgebreiteten Handel hatte: jetzt — gleicht es einem Manne, der ehemahls reich und geehrt war, und nun in Lumpen gekleidet einhergeht und von Allmosen lebt. Seine Manufacturen sind nicht mehr;*) mit seiner

*) Eine einzige Zuckersiederei ausgenommen, welche erst kürzlich angelegt worden ist.

seiner Schiffahrt ist es aus; sein Handel liegt in den letzten Zügen. Die öden menschenleeren Straßen bewachsen mit Gras, und wenigstens die Hälfte der Häuser drohet den Einsturz. Viele derselben sind schon ausgestorben, und stehen nun, weil kein Käufer sich dazu fand, mit eingefallenen Wänden, Fenstern und Thüren da, eine Wohnung der Nachteulen und der Fledermäuse. Trauriges Denkmal von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Herrlichkeit!

Und die Natur hatte diesen Ort, in Ansehung seiner Lage, vor vielen andern so ausnehmend begünstiget! Die Ostsee bildete nirgend einen bequemern und sicherern Hafen, als hier. Mecklenburg, welches die Fülle seiner Producte weder zu bearbeiten noch abzusetzen weiß, weil es ihm an eigenen Fabriken und an schiffbaren Flüssen und Kanälen fehlt, war ehemahls froh, sie nach Wismar liefern zu können. Hier wurde seine Wolle in Tuch und Strümpfe verwandelt; von hier aus wurde sein Getraide nach Schweden, Norwegen und England versandt, und die Engländer schickten dagegen Geld und Fabrikwaaren zurück. Jetzt hat dieser Umsatz beinahe gänzlich aufgehört. Von mehreren hundert Webern, die man sonst hier zählte, sind jetzt nur noch zwei übrig, die aber nicht mehr arbeiten; und nur noch ein einziger

Englän-

Engländer kommt jährlich einmahl nach Wismar, um Korngeschäfte zu machen.

Ich höre deine Frage, lieber Anton; du wünschest die Ursache dieses großen Verfalls zu wissen. Auch meine Neubegierde wollte hierüber befriediget seyn; ich forschte nach; und hier hast du das Resultat meiner Untersuchung.

Etwas haben die Verheerungen des Krieges dazu beigetragen. Wismar wurde schon im vorigen Jahrhundert verschiedene mahl belagert und eingenommen. Im westphälischen Frieden 1648 wurde es an Schweden abgetreten. Aber auch noch zu Anfange dieses Jahrhunderts mußte es zweimahl hinter einander eine Bombardirung und eine Belagerung ausstehen, bis es endlich von den nordischen Bundesgenossen eingenommen und seiner Festungswerke beraubt ward. Endlich wurde es auch in dem letzten siebenjährigen Kriege von den Preussen heimgesucht, denen es eine starke Brandschatzung erlegen mußte.

Allein alle diese Unglücksfälle würde es wieder verwunden haben, wenn die Regierung Sorge getragen hätte, seine Manufacturen und seinen Handel zu erhalten. Aber das that die Regierung nicht. Sie ließ es nicht nur an den jetzt nöthig gewordenen Unterstützungen fehlen, sondern sie legte auch dem schon

kranken

kranken Handlungswesen dieser Stadt neue Einschränkungen und Bürden auf, worunter es endlich ganz erliegen mußte. Und warum dieses? wirst du fragen. Darum, weil Wismar für eine Stieftochter der Schwedischen Monarchie gehalten ward; weil es ausserhalb der Grenzen des Reichs liegt, und man nicht zu verhüten weiß, daß es bei Entstehung eines Krieges sogleich ein Raub der Feinde werde.

Deswegen achtet man es nicht der Mühe werth, den Flor dieser Stadt durch Unterstützungen zu befördern; man schränkt sich vielmehr darauf ein, aus ihr zu ziehen, so viel sie jedesmahl vermag, und sie dann ihrem Schicksale zu überlassen. Ich höre indeß nicht, daß man sich hier eigentlich über den Hof beschwert. Alle Klagen der Einwohner, so viel ich derselben vernommen habe — und man vernimmt dergleichen beim dritten Worte, welches man mit einem hiesigen Bürger wechselt — waren nicht gegen den König, sondern gegen den Magistrat gerichtet, dem man Ungerechtigkeiten, Despotismus und Erpressungen Schuld giebt. Sie beklagen sich z. B. laut, daß die Bürgerschaft noch alle Jahr große Summen zur Bezahlung der von den Preussen im Jahr 1758 gehobenen Brandschatzung aufbringen müsse, ohngeachtet man dieses Geld schon längst zusammengebracht

 habe.

habe. Sie beschweren sich hierbei am meisten über die Partheiligkeit, mit welcher das von einem jeden zu erlegende Quantum für den einen Bürger willkürlich erhöht, für den andern herabgesetzt würde. —

Ich lasse den Grund oder Ungrund dieser und ähnlicher Klagen, worüber ein Fremder unmöglich gründlich urtheilen kann, dahingestellt seyn: aber ich wünschte es in meiner Gewalt zu haben, die Beschwerden der Bürger vor die Ohren Sr. Majestät des Königes von Schweden zu bringen, um eine Untersuchung zu veranlassen, welche dazu dienen könnte, entweder die gekränkte Ehre des Magistrats zu retten, oder der unterdrückten Bürgerschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vielleicht, daß ich in dieser wohlgemeinten Absicht dasjenige, was ich hier sahe und hörte, öffentlich beschreibe, und es nachher der Vorsehung überlasse, meinen unpartheiischen Bericht dahin zu führen, wo er Aufmerksamkeit und Folgen veranlassen kann.

Den 15ten Jun.

Wir haben nunmehr das Meiste von dem, was Wismar Merkwürdiges enthalten mag, gesehn: aber ich finde darunter nur Weniges, welches euch, meine

Kinder,

Kinder, erzählt zu werden verdiente. Indeß doch eins und das andere zur Probe.

Unser gütige Wirth führte uns unter andern in den hiesigen Kirchen herum, wovon drei ungemein groß und ansehnlich, aber von gothischer Bauart sind. Kirchen pflege ich auf Reisen gern zu besehn; nicht eben um der Gebäude oder der darin enthaltenen Raritäten willen, sondern um nach Möglichkeit dazu behülflich zu seyn, das viele abgeschmackte und abergläubische Zeug, welches aus den Zeiten der tiefsten Unwissenheit und des dicksten Aberglaubens sich bis auf diesen Tag darin erhalten hat, ans Licht hervorzuziehn und in seiner Ungereimtheit und großen Schädlichkeit darzustellen. So sahe ich z. B. in einer dieser Kirchen, welche, nach ehmaligem catholischen Gebrauche, dem angeblichen Ritter St. Georg, der, wie die alberne Fabel sagt, ein Unding, Lindwurm genannt, erlegte, geweihet ist, diesen Rittersmann und seinen Lindwurm unzählige mahl an den Wänden und an den Thüren der Kirchenstühle abgebildet, und zwar einmahl in Lebensgrösse, damit er um so viel eher in die Augen fallen, und seinen Zweck, die Andacht der Leute zu stören, um so viel weniger verfehlen mögte.

Auch der Teufel, dem man, ich weiß nicht warum, die Ehre erweiset, ihn für einen Tausendkünstler zu halten,

halten, hat hier, wie an vielen andern Orten, das Seinige dazu beitragen müssen, den Tempel Gottes zu schmücken. Man zeigt nemlich ein sehr künstlich gearbeitetes eisernes Gitterwerk von seiner Arbeit, welches dem Taufsteine zur Einfassung dient. — Schande über die, welche es in ihrer Gewalt haben, dergleichen höchstschädliche Ueberbleibsel vom Pabstthum, Aberglauben und Priesterbetrug auf die Seite zu schaffen, und es gleichwol dulden, daß dergleichen abergläubische Fratzen, zum großen Nachtheil der öffentlichen Aufklärung, auf die Nachwelt fortgepflanzt werden!

Auch am Rathhause hat man ein ähnliches Ueberbleibsel aus den Zeiten des Aberglaubens auf öffentlichem Markte zur Schau ausgehängt. Es ist ein Stein, der ohngefähr die Farbe und Gestalt von einem Stücke Rauchfleisch hat; und die Legende meldet davon folgendes. Einst, da die Bürger Wismar's wohlhabend waren, wurden sie so übermüthig, daß sie mit Stücken Rauchfleisch, welches sie verschmähten, sich einander auf der Straße warfen. Und siehe! da geschahe ein Zeichen vom Himmel; das Rauchfleisch ward in Stein verwandelt. Zum Andenken dieses Mirakels hat man einen solchen Stein am Rathhause aufgehangen, bei dessen Anblick jedes fromme Mütterchen sich kreuziget, und die heutigen Christen, welche

sich

sich mit Rauchfleisch nicht mehr werfen können, weil sie keins mehr übrig haben, selig preiset.

Der Marktplatz und das darauf stehende ansehnliche Rathhaus, welche beide von ungemeiner Grösse sind, geben eine Idee von dem ehemaligen blühenden Zustande dieser jetzt bedauernswürdigen Stadt.

Aber bald hätte ich vergessen, Dir, mein lieber Anton, grade das allermerkwürdigste zu erzählen, was ich an diesem Orte gefunden habe. Dies war — ein über alle Beschreibung ehrwürdiger und liebenswürdiger Greis von 85 Jahren, der rechtschaffene und verdienstvolle Professor Denso, der seinem Lehramte an der hiesigen Schule, welches er schon an sechzig Jahr bekleidet, noch immer mit der Munterkeit und dem Eifer eines jungen Mannes vorsteht. O ich kann es dir nicht ausdrücken, was ich empfand, da dieser edle Greis mit seinem unbeschreiblich freundlichen und liebreichen Gesichte vor mir stand, mir, einem Unbekannten, den er zum ersten mahle sahe, mit Vaterwärme die Hand drückte, und, statt der gewöhnlichen Klagen alter Leute, von nichts als dem herzlichen Vergnügen redete, welches ihm seine lieben Amtsgeschäfte und dann die eigenhändige Pflege und Wartung seines lieben Gartens machten! Sein Gesicht — das heitere, selige und liebevolle Angesicht eines Verklärten — und sein wohlunterhaltener Garten, in

welchem er uns herumführte, bestätigten diese Versicherung.

Sein bloßer Anblick war lehrreich, und was er redete, war es nicht minder. Man sahe an ihm, was für ein glückliches Alter auf wohlverlebte Jugendjahre zu folgen pflegt, und alles, was er sprach, schien die Frucht einer achtzigjährigen Erfahrung zu seyn. Und doch redete er von sich und seinen Kenntnissen mit so vieler Demuth! Und doch machte es ihn noch immer so froh, wenn er etwas nützliches zulernen kann! Indem er uns z. B. in seinem Garten herumführte, zeigte er uns einige Bohnenbeete, welche von Schnecken abgefressen waren. "Ich wußte kein Mittel, sagte er, diese schädlichen Thiere abzuhalten; aber ich fragte, wie ich in solchen Fällen zu thun pflege, bei Leuten nach, denen ich mehr Kenntnisse und Erfahrungen zutraue, als ich selbst besitze. Und da lernte ich denn von einem alten Nachbar, daß Büchenasche mit Salz vermischt und auf die Blätter desjenigen Gartengewächses gestreut, welches man vor Schnecken schützen will, ein ganz sicheres Mittel dagegen sey. Ich wandte es bey einem frischen Beete an, und sehen Sie hier, ob es nicht geholfen hat?" Er zeigte uns, indem er dieses sagte, mit sichtbarer Freude ein neben den vorigen liegendes Beet, auf welchem die Bohnen aufrecht standen.

Man

Man rühmt von Wismar, daß es der gesundeste Ort in Deutschland sey. Der bejahrte Professor Dens bestätigte diesen Ruf, nicht blos durch sein Beyspiel, sondern auch durch die Versicherung, daß es der Leute seines Alters und seiner Munterkeit viele in Wismar gäbe, und daß er, ausser der Influenza und den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, nie eine Epidemie daselbst erlebt hätte.

Auch ich fühle mich hier gesunder und heiterer als ich seit langer Zeit gewesen bin, und hoffe daher mit gestärkten Kräften wieder zu euch zurückzukehren. Morgen gehen wir nach Schwerin. Von da aus schreibe ich vielleicht noch etwas von Wismar an unsern Nicolas; vielleicht auch, wenn ich Zeit genug dazu gewinnen kann, an meinen guten kleinen Ari. Lebt wohl, meine lieben Kinder! und vergeßt nicht, mir durch eure gute Aufführung ein Freudenfest bei meiner Zuhausekunft zu bereiten.

Vierter Brief.

Schwerin, den 25 Jun. 1785.

Mein lieber Nicolas,

Heute bin ich meinen lieben Kindern schon ein wenig wieder näher gekommen; und bald bald werdet ihr mich wieder in eurer Mitte sehn. Bis dahin plaudere ich euch schriftlich noch ein bischen von Wismar und von dem Orte vor, wo ich jetzt bin. Ich sage Euch; denn ich setze voraus, daß jeder von euch den Brief, den ich ihm schreibe, auch den übrigen zum Besten geben werde.

Ich habe in Wismar noch eins und das andere beobachtet, wovon ich wünschte, daß meine Kinder es selbst mit angesehn hätten, weil ich nicht zweifle, daß es sehr lehrreich für sie gewesen seyn würde. Da das nun aber nicht geschehen ist: so will ich versuchen, euch das, was ich sahe, so gut ich kann, durch Beschreibung anschaulich zu machen.

Den Tag nach meiner Ankunft in Wismar sahe ich ein Dutzend junger Leute auf dem Markte zusammenlaufen, welche durch eine auffallende Sonderbarkeit meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ich bemerkte nemlich, daß jeder derselben einen dicken weissen Wulst am Hute trug, dessen eigentliche Beschaffenheit

und

und Absicht ich nicht gleich errathen konnte. Der Trupp kam mir näher, und da nahm ich deutlicher wahr, daß der besagte Wulst eine Sammlung von — ich weiß nicht wie vielen weissen Cocarden war, welche auf einander genäht, eine Halbkugel von der Grösse eines halben kleinen Kinderkopfs bildeten. Ich wich zurück, weil ich mir einbildete, daß die Obrigkeit diese Leute irgend einer wichtigen Ursache wegen und zur Warnung, daß man sich vor ihnen in Acht nehmen sollte, auf eine so sonderbare Weise ausgezeichnet hätte. Aber wie wunderte ich mich, da ich hörte, daß diese ausgezeichneten Herren — Schüler wären, und daß das, was ich für ein beschimpfendes Abzeichen hielt, eine Zierde seyn sollte, welche sie sich selbst angelegt hätten, und wodurch sie sich von uns andern gemeinen Menschen, welche nicht die Ehre haben, Schüler zu seyn, auf eine auffallende Weise zu unterscheiden gedächten! Ich zuckte die Achsel, und dachte bei mir selbst: wenn doch diese guten Kinder wüßten, was gesetzte und verständige Leute dabei denken, wenn sie jemand sehn, der sich von andern Menschen, nicht durch Verdienste und Tugenden, sondern durch Albernheiten auszuzeichnen sucht! —

Es ist die gewöhnliche Thorheit junger Leute auf Schulen und Universitäten, irgend etwas Sonderbares in ihrer Kleidung, in ihrer Sprache und in

ihrem ganzen Wesen zu affectiren. Sie meinen, es bestünde darin, ich weiß nicht was, und merken nicht, daß sie darüber belacht und als abgeschmackte Sonderlinge verachtet werden. Hüte dich, lieber Nicolas, wenn du einst in die Welt treten wirst, in eben diese Thorheit zu verfallen. Suche du vielmehr, dich durch vorzüglich gute Sitten, durch jede schöne Tugend, durch Artigkeit und ausnehmende Geschicklichkeiten auszuzeichnen. Das wird dir wahre Ehre bringen, und nur dadurch wirst du dir Liebe, Achtung und ein glückliches Fortkommen in der Welt erwerben. —

O meine lieben Kinder! Nützt doch ja den Rath und die Belehrungen erfahrner Menschen, um selbst klug und verständig zu werden, bevor man euch eurer eigenen Führung überlassen wird! Es ist ein jammervoller Anblick, die Thorheiten und Laster zu sehn, in welche Jünglinge bei ihrem Eintritt in die große Welt zu verfallen pflegen, wenn sie nicht vorher in jedem Guten schon befestiget waren, und nicht aus den Belehrungen erfahrner Männer diejenige Weltklugheit erworben hatten, ohne welche man bei jedem Schritte, den man im menschlichen Leben thut, nothwendig anstoßen und straucheln muß. Ich habe ein klägliches Schauspiel dieser Art in Wismar angesehn, welches ich euch zu eurer Warnung erzählen will.

Ich fand in dem Hause, worin wir abgetreten waren, einen auf Reisen begriffenen jungen deutschen Baron von etwa zwanzig Jahren; einen zwar noch nicht bösartigen, aber unerfahrnen Jüngling, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß. Es schien, als hätten diejenigen, die ihn erzogen hatten, ihm nur die einzige Tugend der Wohlthätigkeit empfohlen, und ihn nur vor dem einzigen Laster des Geizes gewarnt; denn er war freigebig in hohem Grade, aber von allen andern Tugenden, welche dem Menschen nöthig sind, wenn er rechtschaffen und glücklich leben will, schien er eben keine Begriffe zu haben.

Unglücklicher Weise war in eben dem Hause, worin er mit uns zugleich logirte, auch eine nach Stockholm gehende Gesellschaft französischer Schauspieler eingekehrt; und es befand sich dabei ein freches, liederliches und schändliches Weib, welches man nur anzusehn und ein Paar Minuten anzuhören brauchte, um Augen und Ohren mit Ekel und Abscheu davon abzukehren. Der junge Baron, welcher ganz und gar kein sittliches Gefühl haben mußte, merkte von der Scheußlichkeit ihrer Sitten nichts; fand die Gesellschaft dieser Leute, und besonders dieses Weibes, allerliebst; schloß sich an sie an und war mit ihr und ihren Begleitern nach einigen Stunden so vertraut,

als

als wenn sie schon Jahre lang in der engsten Freundschaft mit einander gelebt hätten.

Und nun ging es zuvörderst über seinen Geldbeutel her. Die neuen Freunde wollten amüsirt seyn, und es ist billig, daß dem deutschen Dupe die große Ehre, von französischen Windbeuteln mon Ami genannt zu werden, nicht unentgeldlich zu Theil werde. Es wurden also Lustparthien angestellt, und zu Hause wurde in Champagner, Burgunder und in Punsch bis in die späte Nacht gezecht. Der junge Baron entzückt über die Ehre seiner Verbindung mit so feinen Leuten, wollte die ganze Tischgesellschaft an seiner Freude und an seiner Freigebigkeit Theil nehmen lassen; er reichte seinen Wein und seinen Punsch an alle herum, und war untröstbar, daß mein Reisegefährte und ich nicht auch davon genießen wollten. Er glaubte an einem für ihn so glücklichen Tage des Guten nicht zu viel thun zu können; und das tragische Ende der Farce war, daß er taumelnd und wie ein vernunftloses Geschöpf zu Bett geschleppt werden mußte.

Was nachher aus ihm geworden ist, das weiß ich nicht; denn wir reiseten ab, bevor er wieder sichtbar ward. Ohne indeß prophezeihen zu können, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersehn, was für traurige Schicksale dieser verirrte unglückliche Jüngling

ling sich nach und nach unfehlbar zuziehen wird. Verschlagene Schelme und Schurken, deren es leider! unter allen Himmelsstrichen hie und da wenigstens einige giebt, werden seine unerfahrne Gutherzigkeit misbrauchen, und ihn ausplündern, indeß er sie als seine vielgeliebten treuen Freunde mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufen wird. Er wird sich an öffentlichen Orten verächtlich machen; Leute, welche mehr zum Spott als zum Mitleiden aufgelegt sind, werden ihn schrauben wollen, und er wird sich alsdann in der unglücklichen Nothwendigkeit sehn, entweder als ein verächtlicher Mensch, der Spott und Hohn ertragen muß, davon zu gehn, oder sein Leben, wenigstens seine künftige Gewissensruhe, im Duell aufs Spiel zu setzen. Durch unordentliche Lebensart, durch Ausschweifungen im Trinken, und durch schändliche Vertraulichkeit mit schaamlosen Weibsbildern, wird er seine Gesundheit schwächen, sich vielleicht die gefährlichsten Krankheiten und den Tod zuziehn, oder wenigstens seinen ganzen Körper dergestalt zerrütten, entkräften und ausmergeln, daß er forthin nur ein sieches, unnützes, ihm selbst und andern lästiges Leben führen wird.

O mein lieber Nicolas! O meine theuren Kinder alle! Schreibt doch ja dieses und jedes ähnliche Beispiel zu eurer Warnung tief in euer Gedächtniß ein,

damit

damit ihr einst, euch selbst überlassen, nie nie auf ähnliche Abwege gerathen möget! Habt kein Mistrauen gegen die Menschen — denn die meisten unter ihnen meinen's in der That nicht böse — aber vertraut euch auch keinem an und knüpft mit keinem enge Freundschaftsbande, dessen Redlichkeit und gute Sitten ihr nicht erst hinlänglich geprüft und bewährt gefunden habt. Vermeidet Ausschweifungen jeder Art auf das allergewissenhafteste, und geht überall, wohin ihr auch verschlagen werden möget, den graden und sichern Weg der Tugend stets einher, ohne jemahls mit Wissen und Vorsatz auch nur einen Fingerbreit davon abzuweichen. Dann werdet ihr nicht nur überall wahre und redliche Freunde finden, sondern ihr werdet auch überall ein heiteres und vergnügtes Leben führen, und einem ruhigen und beglückten Alter froh entgegen gehn. —

Unsere Tischgesellschaft in Wismar bestand aus Personen von drei sehr verschiedenen Nationen, und es war kein geringes Vergnügen für mich, den auffallenden Unterschied zu beobachten, der in dem Nationalcharacter dieser Leute so sehr in die Augen fiel. Der Franzose hatte beständig das große Wort, sprach entscheidend über alles, was er verstand und was er nicht verstand, fand abscheulich alles, was nicht aus

Paris oder wenigstens nach französischen Sitten und Gebräuchen gemodelt war, sang, pfiff, lachte und hüpfte, als wenn er mitten unter alten Bekannten und Freunden gewesen wäre. Der Engländer saß still, in sich selbst gekehrt, aß und trank, ohne auf das, was um und neben ihm gesprochen, gewitzelt und abgeurthelt wurde, auch nur im mindesten zu achten. Die Deutschen — versteht sich einige von denen, welche hier zugegen waren — hingen mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit an den Blicken und Reden der Franzen, stimmten in Frankreichs Lob mit Herabsetzung ihres eigenen Vaterlandes lautpreisend ein, und fanden sich geehrt und beglückt, so oft es ihnen gelang, die Blicke und Reden der vielgeehrten Ausländer auf sich zu lenken. Am auffallendsten äusserte sich dieser Nationalunterschied bei folgendem Vorfalle.

Es sollte während der Mahlzeit Sallat zum Braten gemacht werden. Einer der Franzosen versicherte, daß man in Deutschland gar nicht verstünde, wie Sallat bereitet werden müßte, und bemächtigte sich der Schüssel, um ihn nach französischer Manier selbst anzurichten. Er schüttete ihn zuvörderst in eine Serviette, und schüttelte ihn in derselben unter dem Tische, um ihn mürber zu machen. Hierauf that er ihn wieder in die Schüssel, schüttete Salz, Eßig und

Oehl

Oehl hinzu und — durcharbeitete ihn hierauf mit seinen Händen, die er, wohlgemerkt! vorher nicht einmahl gewaschen hatte. Er kostete hierauf, gleichfalls ohne Gabel, mit seinen Fingern, versicherte, daß der Sallat nunmehr ganz vortrefflich schmecke, und reichte ihn der Gesellschaft. Und diese? Der Engländer stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und verließ das Zimmer; einige Deutsche hingegen nahmen nicht blos eine Portion dieses mit Händen durchgekneteten Sallats dankbar an, sondern genossen ihn auch mit großem Appetite und mit der Versicherung, daß sie so wohlschmeckend ihn noch nie gegessen hätten. Fast hätte ich mich geschämt, ein Deutscher zu seyn. —

Es ist schon spät in der Nacht; und unserm guten kleinen Ari bin ich auch noch ein Paar Zeilen schuldig. Indeß ich diese schreibe, schlafe du sanft, mein lieber Nicolas, und träume, wenn du kannst, von dem Vergnügen, welches ihr mir bei meiner Zurückkunft machen werdet, wenn ich hören werde, daß eure ganze Aufführung in meiner Abwesenheit gut und untadelhaft gewesen sey.

Nachschrift
an meinen lieben kleinen Ari.

Da bin ich nun in Schwerin, mein lieber kleiner Freund! Willst du wissen, wo das ist: so kehre nur dein Gesicht gegen Morgen, aber ein klein wenig nordwärts, und denke dir dann einen Weg, der wenigstens zwei und ein halb mahl so lang ist, als der von Trittow nach Hamburg. Wo du dann mit deinen Gedanken still stehst: siehe, da ist Schwerin!

Dieser Ort ist die Hauptstadt des einen der beiden mecklenburgischen Herzogthümer, welches Mecklenburg-Schwerin heißt. Das andere wird Mecklenburg-Strelitz genannt. Es ist eine ziemlich große und dabei ganz hübsche Stadt, die eine vortreffliche Lage hat. Sie liegt nemlich an einem großen und schönen Landsee; das herzogliche Schloß aber liegt mitten darin, auf einer Insel versteht sich, die durch Brücken mit dem festen Lande zusammen hängt.

Dieses Schwerin scheint jetzt in blühendem Zustande zu seyn. Willst du wissen, woraus ich das schließe? Aus den vielen neuen und zum Theil recht hübschen Häusern, die man erst neuerlich gebaut hat und noch jetzund baut. Daraus kann man ziemlich

sicher vermuthen, daß es den Leuten hier ganz wohl gehen, und daß die Zahl derselben sich vergrössern muß.

Schade, daß man hier so ganz und gar keine Fabriken und Manufacturen von einiger Bedeutung hat! Das Land bringt so viel Wolle und so vielen Flachs hervor: allein man verkauft beides lieber roh, als daß man es verarbeitet. Und selbst die rohen Producte, besonders das viele herrliche Getraide, welches in diesem Lande wächst, weiß man kaum abzusetzen, weil es an schiffbaren Flüssen und Kanälen fehlt, und daher alles zu Lande fortgeschickt werden muß, welches, wie du wol weißt, viel mehr kostet, als wenn es zu Wasser geschehen kann.

Das herzogliche Schloß, welches hier steht, mag inwendig recht hübsch seyn: von aussen hat es ein altfränkisches, unregelmäßiges und wunderliches Ansehn. Es soll eine schätzbare Sammlung von Gemählden enthalten, die — ich nicht gesehn habe. Warum nicht? Weil ich andere Dinge zu sehn und zu hören hatte, die mir wichtiger waren. Ich war mit einem des Landes kundigen Manne in Gesellschaft, aus dessen Gesprächen ich mehr als aus dem Anblicke der kostbarsten Bildergallerie lernen konnte. Deswegen ließ ich Bilder Bilder seyn, und unterhielt mich mit diesem Manne von den Verfassungen des Landes.

Der

Der Schloßgarten ist groß und schön, aber unvollendet, und, nach dem jetzigen Gartengeschmacke, zu gekünstelt. Derjenige, der den Plan dazu entwarf, war ein Franzose. Er fiel aber, ich weiß nicht weswegen, während der Ausführung in Ungnade, und verließ daher sein Werk, da es vielleicht erst zur Hälfte vollendet war. Wäre er völlig damit fertig geworden, so dürfte es vielleicht jetzt einer der schönsten Gärten dieser Art in Deutschland seyn.

Daß ein Franzose der Erfinder des Plans zu diesem Garten gewesen seyn müsse, hätte ich aus einem einzigen Umstande von selbst errathen wollen. Man findet nemlich darin eine gewisse Anlage, die, wenn sie nicht widersinnig klingen soll, nothwendig französisch benannt werden muß. Es ist eine — cascade seche. Einen trockenen Wasserfall würde jedermann ungereimt finden: gegen eine cascade seche hingegen sträubt der deutsche Verstand sich lange nicht so sehr. Was doch ein bloßer Name vermag, besonders wenn es ein französischer Name ist!

Und worin besteht denn diese Anlage? Das will ich dir sagen, mein lieber Ari, damit du sie, falls sie dir gefallen sollte, in deinem eigenen Garten nachmachen kannst. Der Garte erhebt sich nach und nach, grade wie der deinige, zu einem Hügel. An diesem Hügel nun hat der Künstler gewisse mit Rasen

belegte Terrassen gebildet, die ungefähr die Figur eines Wasserfalls haben. Und das ist es, was man une cascade seche nennt. Meinetwegen mögte er auch ein kaltes Feuer, oder jede andere widersprechende Idee, daneben hingepflanzt haben: wenn er das Sinnreiche nur nicht gar so weit getrieben hätte, sein ganzes Werk zu einem Widerspruche zu machen. — Aber ein großer und mannigfaltiger Garten, wie dieser, der dabei ganz und gar keine Früchte zum Nutzen und Vergnügen des Besitzers trägt, scheint mir, der ich nichts schön finden kann, was nicht auch einigen Nutzen gewährt, unter allen Widersprüchen dieser Art der größte zu seyn. —

Ich hatte daher kaum von einer andern, bei weitem nicht so schönen und künstlichen, aber nützlichen Anlage gehört, welche eine Viertelmeile von Schwerin seyn sollte: als ich den schönen und kunstreichen Garten sogleich verließ, um mich dahin zu begeben. Dies ist ein Weinberg, vielleicht der nördlichste in Deutschland, den man durch vorzüglich gute Cultur in den Stand gesetzt hat, in diesem gar nicht milden Clima Weinarten hervorzubringen, die, wie Kenner mich versicherten, theils für Rheinwein, theils so gar für Champagner gelten können. Der Mann, der dieses leisten konnte, war mir wichtiger, als mir mancher Gelehrte ist; ich suchte ihn daher auf, und

lernte durch eine halbstündige Unterhaltung genug von ihm, um mich für die Bemühung, zu ihm gegangen zu seyn, hinlänglich belohnt zu halten. Mündlich, mein lieber Ari, mehr davon.

Jetzt ist es Zeit zu Bett zu gehn. Bald, bald werde ich dich wieder in meinen Armen haben. Dann will ich dir von diesem korn- und viehreichen Lande mehr erzählen. Bis dahin lebe wohl, du lieber Kleiner, und vergiß nicht, deines Gartens zu pflegen, damit er hübsch in Ordnung bleibe!

Nachricht.

Die in bevorstehender Leipziger Ostermesse zu eröffnende Wolfenbüttelsche Schul-Buchhandlung, welche den doppelten Zweck hat, theils die bisherigen Campischen Erziehungs-Schriften und Kinder-Bücher, theils die unter hoher Protection des regierenden Herzogs von Braunschweig Hochfürstl. Durchl. zu verfertigende vollständige und planmäßig geordnete Schul-Encyclopädie zu einem Preise zu verbreiten, welcher ohne ein besonderes buchhändlerisches Institut dieser Art nicht gehalten werden könnte, macht den Anfang ihrer Geschäfte mit dem Erbieten, folgende Campische Schriften künftig zu den nebenstehenden herabgesetzten Preisen zu liefern:

	Bisheriger Ladenpreis Rthlr.	Gr.	Künftiger Ladenpreis Rthlr.	Gr.
Robinson der jüngere, ein angenehmes und nützliches Lesebuch für Kinder, II Theile, 3te rechtmäßige Ausgabe, auf Schreibpapier	2	—	1	—
(Wird nach Pfingsten fertig.)				
— — auf Druckpapier	1	—	—	18
Die Entdeckung von America, ein Lesebuch zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder und junge Leute, III Theile, zweyte rechtmäßige Ausgabe, auf Schreibpapier	3	—	2	—
— — auf Druckpapier	2	—	1	12
Sammlung einiger Erziehungsschriften, II Theile	1	6	1	—
Theophron, oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend, ein Vermächtniß für seine gewesene Zöglinge, zweyte rechtmäßige Ausgabe, auf Schreibpapier	1	8	1	—
— — auf Druckpapier	1	—	—	18
Geographisches Chartenspiel, bestehend in 300 kleinen Spiel-Charten und einer Umriß-Charte von Deutschland, nebst Beschreibung	—	16	—	12
Kleine Kinderbibliothek, XII Bändchen in Duodez und auf Median-Schreibpapier	6	—	4	—
— — in Octav auf Holländ. Papier	4	12	4	—

Kleine

	Bisheriger Ladenpreis Rthlr. Gr.		Künftiger Ladenpreis Rthlr. Gr.	
Kleine Kinderbibliothek, in Octav auf Druckpapier	3	—	— 3	—
Kleine Seelenlehre für Kinder, mit vier großen Kupfertafeln, auf Schreibpapier	1	4	—	— 21
— — auf Druckpapier	—	—	—	— 16
(Wird diesen Sommer fertig.)				
Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend, I. Theil. (NB. Der zweyte Theil erscheint auf Michaelis.) Almanachs-Format, Median-Schreibpapier	—	21	—	— 16
— — in Octav, Holländ. Papier, zweyte Auflage	—	18	—	— 16
— — in Octav, Druckpapier, 2te Auflage	—	12	—	— 12
(Werden zur Messe fertig.)				
Biblia sacra ex S. Castellionis interpretatione in vsum iuuentutis breuiata, Specimen primum	—	12	—	— 6
Compendium artis viuendi	—	6	—	— 4
Etrennes pour les Enfans	—	12	—	— 6
Ueber Empfindsamkeit und Empfindeley, in pädagogischer Hinsicht	—	4	—	— 4
Lieder aus der Kinderbibliothek, mit Melodien fürs Clavier, von Herrn Kapellmeister Reichardt, II Theile	2	—	— 1	16
Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, von einer Gesellschaft praktischer Erzieher V Theile	5	8	— 5	—
(Der 5te Theil erscheint auf der Ostermesse.)				

Diejenigen Eltern, Schulleute und Erzieher, welche diese Bücher gegen baar Geld aus der Wolfenbüttelschen Schulbuchhandlung selbst verschreiben, erhalten das zehnte Exemplar frey, oder einen Rabatt von 10 Procent, und die Packete werden ihnen bis Leipzig, Hamburg und Frankfurt am Mayn postfrey geliefert.

Noch erbietet sich die besagte Schulbuchhandlung zu Folgendem:

1) Jeden künftigen Theil des Revisionswerks, der ungefähr 40 Bogen stark werden soll, den Subscribenten zu 16 Ggr. dem größern Publico zu 1 Rthlr. zu liefern.

[library stamp]

fern. Man bittet die Herren Collecteurs und Subscribenten, hiervon ein vor allemahl Notiz zu nehmen.

2) Die vorerwähnte Schulencyclopädie, wozu die Subscription hiermit eröffnet wird, so zu liefern, daß den Subscribenten das Alphabet auf Druckpapier nur 8 Ggr. auf Schreibpapier nur 10 Ggr. zu stehen kommen soll;

3) Denen zu gefallen, welche, nach schon geschlossener Subscription, auf das Revisionswerk zu unterzeichnen wünschten, und bey hunderten abgewiesen werden mußten, weil es damals nicht vom Herausgeber allein abhieng, sie die Subscriptionsvortheile noch genießen zu lassen, eröffnet sie die Subscription auf dieses Werk von neuem, iedoch nur unter folgenden Bedingungen:

a) Daß die Liebhaber sich deshalb unmittelbar an die Wolfenbüttelsche Schulbuchhandlung, und zwar während der Messe in Leipzig, nach der Messe in Wolfenbüttel wenden;

b) daß sie das Subscriptionsgeld für die schon fertigen fünf Theile à 16 Ggr. ohne Abzug, und zwar franco mit der Bestellung zugleich übersenden;

c) daß sie, wenn sie auf mehrere Exemplare der künftigen Theile unterzeichnen, wenigstens Ein Exemplar der schon vollendeten Theile zugleich mitnehmen.

4) Unter eben diesen Bedingungen wird auch die Subscription auf die Sammlung interessanter Reisen für die Jugend hiermit von neuem eröffnet.

J. G. Herold,
Vorsteher der Wolfenbüttelschen Schulbuchhandlung.

Hamburg,
gedruckt bey J. M. Michaelsen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 1

Braunschweig 1786

Paed.pr. 615-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759414-7
VD18 80264905-001